Am Hofe von Neapel.

Lebensbilder von Hof und Volk

zur Zeit der bourbonischen Mißregierung in Neapel,
vom Sturze Mürats bis zum Einzuge Garibaldi's.

Roman und Geschichte.

Neue Ausgabe in drei Theilen.

Dritter Theil.

Celle.

Verlag der Schulze'schen Buchhandlung.

1865.

Dritter Abschnitt.

Böse Folgen böser Thaten.

I.

Päpstlicher Dispens des Meineides.

Die Verwirrung, die Niedergeschlagenheit, die Furcht, die sich bei den Nachrichten und Ereignissen, welche wir zu Ende des vorigen Abschnitts schilderten, wurden noch gesteigert durch die Gerüchte, welche sich verbreiteten, und die bei dem Charakter des Königs allgemeinen Glauben, später aber die vollkommenste Bestätigung fanden. Wir erwähnen davon nur die beiden hier folgenden, weil sie uns die charakteristischsten zu sein scheinen.

Unter dem Segen des Papstes war König Ferdinand I. von der Verpflichtung entbunden worden, den drei Mal geleisteten Eid halten zu müssen; und aus Freude über diesen päpstlichen Dispens, zugleich aber auch als Sühne des Verbrechens, dessen er sich durch den Meineid schuldig gemacht zu haben fühlen mochte,

ließ er in der Kirche der Madonna Anunziata zu Florenz eine kostbare Lampe aufhängen, die aus Gold und Silber kunstvoll gearbeitet war und auf einer darunter angebrachten Tafel die Inschrift führte:

Mariae Genitrici Dei Ferd. I. Utr. Sic. Rex Don. d. d. Anno 1821 ob pristinum imperii decus ope ejus praestantissima recuperatum.

(Maria, der Mutter Gottes, weihete Ferdinand I., König beider Sicilien, diese Gabe im Jahre 1821 dafür, daß durch ihren glorreichen Beistand seinem Reiche dessen alter Glanz wieder verliehen wurde.)

Schade, daß der König diese Gabe nicht in einer Kirche seines eigenen Landes aufhängen ließ. Sie würde hier ein noch zweckmäßigeres Erinnerungszeichen an ihn gewesen sein, wie in der Residenz eines fremden Fürsten.

Ein Umstand, welcher die Neapolitaner beinahe noch mehr erbitterte, wie dieses Denkzeichen von dem Bruche eines Eides, der vielleicht schon in der Hoffnung auf den zu erwartenden Dispens geleistet worden war, bestand darin, daß der aus Laibach triumphirend, gestützt auf fremde Bajonnette, zurückkehrende Monarch in seinem Gefolge ein kostbares Geschenk des Kaisers von Rußland mit sich führte: Einige große und starke Bären!

Die landesväterliche Absicht König Ferdinands ging, wie er sich geäußert hatte, dahin, durch diese

kräftigen Nordlandssöhne die heruntergekommene, schwächliche Bärenrace zu verbessern, von der sich in den Abruzzen noch einige Nachkömmlinge erhalten hatten, die aber so schwach, so wenig wild waren, daß sie den Bewohnern kaum Furcht einzuflößen vermochten. Da diese Thiere überdies die Gabe der Fruchtbarkeit verloren zu haben schienen, betrachtete es der König wahrscheinlich als ein verdienstliches Werk, für das Wohl seiner Unterthanen dadurch zu sorgen, daß er die Kräftigung und Vermehrung dieses herabgekommenen Stammes neapolitanischer Landeskinder bewirkte.

Mit Angst erfüllte es das Herz Vieler, als man erfuhr, daß sich außer den Bären in dem Gefolge des Königs auch der halb verbannte, halb geflüchtete ehemalige Polizeiminister, Herzog von Canosa, befände, in welchem Viele ein noch wilderes, reißenderes Thier erblickten, als selbst die russischen Bären waren. — Wehe Tausenden, wenn dieser Mensch wieder an die Spitze der Polizei kam. Hatte er früher schon zahlreiche Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten verübt, so ließen sich deren jetzt noch mehrere von ihm erwarten, da er persönliche Rache an Vielen auszuüben hatte, die nach seinem Sturze ihren Triumph, ihren Haß gegen ihn, unverhohlen ausgesprochen hatten.

Allein es bedurfte Canosa's nicht, um die poli-

zeiliche Hetzjagd anzustellen; die man von demselben fürchtete. Borrelli, das gegenwärtige Oberhaupt der Polizei, genügte dazu vollkommen, und kaum hatte er die liberale Maske abgeworfen, hinter welcher er bisher seine wahren Gesinnungen schlau verborgen gehalten, als auch schon die Verfolgungen begannen, welche bald in riesigen Dimensionen zunehmen sollten.

Kaum war die letzte Parlamentsversammlung, deren wir im vorhergehenden Kapitel erwähnten, auseinandergegangen, als auch schon eine Abtheilung österreichischer Soldaten, geführt von einigen Polizeibeamten, in den Sitzungssaal eindrangen, um diejenigen der Volksvertreter zu verhaften, welche die Polizei ihnen als die Führer der constitutionellen Partei bezeichnen würde, oder die aus irgend einem andern Grunde unschädlich gemacht, oder bei Seite geschafft werden sollten.

Der Offizier, welcher das Commando führte, schien froh zu sein, den Saal leer zu finden und so seines Auftrages enthoben zu sein, denn ehrliebende Soldaten werden sich nur ungern zu Gehülfen und Handlangern der Polizei gebrauchen lassen, so bereitwillig sie auch oft in Zeiten politischer Aufregung auf eigene Faust Verhaftungen des „Bürgerpacks“ vornehmen, zumal wenn dieses sich gar etwa hat einfallen lassen, in die

Privilegien des Wehrstandes einzugreifen, und die Waffen in die Hand zu nehmen.

So schnell aber sollte der Offizier seiner lästigen Bürde nicht entledigt werden. Der leitende Obercommissär der Polizei, dem das Commando znm Beistande beigegeben, und dem es folglich untergeordnet war, erfuhr nämlich von einem zurückgebliebenen Aufwärter, der bereitwillig die Gelegenheit ergriff, sich bei der gefürchteten Polizei durch eine Dienstleistung beliebt zu machen, daß — so viel er aus hingeworfenen Aeußerungen vernommen — viele der Deputirten die Absicht gehabt hätten, sich nach dem Sebeto-Kaffeehause zu begeben, wo stets zahlreiche Carbonari versammelt zu sein pflegten, und wo sie sich, wenn auch nicht mehr als Behörde, sondern nur noch als Privatpersonen, über die Schritte berathen wollten, die in dieser äußersten Noth zu thun sein würden, sei es zur Rettung des Ganzen, oder zu der jedes Einzelnen, der sich bedroht fühlte.

Keine Kunde konnte dem Polizeimanne willkommener sein, denn es lächelte ihm die Hoffnung, in dem Kaffeehause einen vielleicht noch reicheren Fang zu thun, wie der, welcher ihm in dem Deputirtensaale zu Theil geworden sein würde. Er forderte daher augenblicklich den Offizier auf, ihm zu folgen, und ohne Zögern,

wenn auch mit innerem Widerstreben, genügte der Oesterreicher der Aufforderung.

Mit Vermeidung alles Aufsehens marschirte das Commando in der Richtung nach dem Sebeto-Kaffeehause durch die Straßen, und um den Zweck seines Marsches zu verdecken, hatten die Polizeibeamten sich von den Soldaten entfernt, und nur der Obercommissär ging in größerer Entfernung voran, um den Weg zu bezeichnen. Die übrigen Polizeimänner vertheilten sich in geringer Entfernung unter die Menge der müßigen Zuschauer, welche sich, der allgemein herrschenden Furcht ungeachtet, nicht enthalten konnten, durch die Begleitung der Oesterreicher ihre Schaulust zu befriedigen.

Als der Zug in die Nähe des Kaffeehauses kam, wurden beide Enden der Straße abgesperrt und dann alle Ausgänge besetzt, durch welche sich das Entkommen einiger von Denen erwarten ließ, an deren Habhaftwerdung der Polizei besonders lag.

Nachdem diese Vorkehrungen in möglichster Stille getroffen waren, forderte der Obercommissär den Offizier auf, ihn mit einigen zwanzig Mann in das Haus zu begleiten, und die Personen, die er ihm bezeichnen würde, sogleich unter sicherer Bedeckung abführen zu lassen.

Zu diesem Zwecke war eine zahlreichere Abtheilung

der Soldaten unmittelbar zu beiden Seiten neben der Thür des Kaffeehauses aufgestellt worden, und zwar so dicht an der Wand, daß man sie aus dem Hause selbst nicht bemerken konnte, wenn man sich nicht zu den Fenstern hinausbog.

So groß indeß die Aufregung und der Lärm waren, welche in dem Innern des Kaffeehauses herrschten, wo die stürmischeste Berathung zu keinem gemeinsamen Beschlusse zu führen vermochte, mit so großer Vorsicht und Stille auch Polizei und Soldaten ihre Vorkehrungen trafen, waren dieselben dennoch nicht der Aufmerksamkeit eines Mannes entgangen, welcher sich durch sein bewegtes Leben daran gewöhnt hatte, Auge und Ohr selbst in den bewegtesten Augenblicken nicht durch irgend einen Gegenstand ausschließlich in Anspruch nehmen zu lassen, sondern sie nach allen Richtungen hin offen zu halten.

Dieser Mann war François Aubusson.

Während der letzten Zeiten der politischen Aufregung hatte er unter einem neuen Namen -- weil der bisher von ihm benutzte, Anselmo Carpi, ihm für die bestehenden Verhältnisse nicht zweckmäßig erschien — sich in die höheren, namentlich aber in die politisch wichtigsten Kreise Eingang zu verschaffen gewußt, ohne

deshalb die Gesellschaften der untersten Volksschichten zu vernachlässigen, in deren Kreisen er als Bartolomeo eben so viel Achtung genoß, als er Einfluß ausübte.

Der letztere rührte zum großen Theile davon her, daß François als vorurtheilsvoller Franzose — um nicht etwas Schlimmeres zu sagen, den Aberglauben, welcher alle Schichten der neapolitanischen Bevölkerung durchdringt, — selbst die höchsten nicht ausgenommen, — so geschickt zu benutzen verstand, daß man ihn beinahe als eine Art von Zauberer betrachtete, und daß daher selbst die verwegensten Lazzaroni sich nicht an ihn wagten, — es sei denn hinterrücks, mit dem Dolche des Meuchelmörders bewaffnet.

François Aubusson, welcher in dem Sebeto die Beschlüsse der Parlamentssitzung abwarten wollte und zu diesem Zwecke, um in einem so vornehmen Lokale keinen Argwohn zu erwecken, seine Cavalier-Maske angelegt hatte,. war nebst zahlreichen anderen Gästen, namentlich vielen Carbonaris, die keinen Parlamentssitz zu erlangen vermocht hatten, obgleich sie in ihrem Orden angesehene Aemter bekleideten oder großen Einflusses und Ansehens genossen, bereits zugegen, als unter stürmischer Bewegung die Mitglieder des auseinandergegangenen Parlamentes eintraten.

Ihre ersten Reden schon, so verworren dieselben auch ertönten, machten François Aubusson aufmerksam, und als Alles ihnen entgegeneilte, benutzte er die Gelegenheit, am Fenster einen Platz einzunehmen, von welchem aus er Alles beobachten konnte, was in dem Kaffeehause sowohl, als auf der Straße, vorging.

Diesen Platz hatte er mit der ihm eigenen Klugheit und Umsicht zugleich so gewählt, daß er von einer Seitenthür, die in die ihm genau bekannten Wirthschaftsräume führte, nur wenige Schritte weit entfernt war.

Als kluger Feldherr sicherte er sich bei Zeiten den Rückzug, denn nach dem, was er von den Deputirten hörte, und wie er den Charakter Borrellis und den der neapolitanischen Polizei im Allgemeinen kannte, zweifelte er nicht, daß unmittelbar nach dem durch fremde Waffen erlangten Siege ohne Säumen zahlreiche Verhaftungen vorgenommen werden würden.

Hätte François nur auf seine eigene Sicherheit Bedacht genommen, so würde er die kurze Zeit der Freiheit, die der Augenblick ihm noch bot, benutzt haben, um sich zu entfernen und durch seine Umwandlung in den politisch unverdächtigen Bartolomeo jede persönliche Gefahr von sich abzuwenden.

Allein dem Menschen, der so gemeine Neigungen

mit so edlen Gesinnungen in sich vereinigte, bangte viel mehr um seine Freunde, wie um sich selbst, denn sein Leben hatte für ihn nur wenig Werth, seitdem er die Selbstachtung verloren, und jeden Augenblick war er bereit, es für Andere, die sich seine Zuneigung oder Liebe zu erwerben wußten, in die Schanze zu schlagen.

Er blieb daher, so sehr er auch die Gefährlichkeit des Ortes erkannte, an dem er sich befand; denn er zweifelte nicht, daß sein theurer Neffe Jean, so wie dessen Gönner und politische Freunde Carlo, Morelli, Salvati und wahrscheinlich auch Minichini, sehr bald in dem Sebeto erscheinen würden.

Er täuschte sich auch in dieser Erwartung nicht, denn schon nach wenigen Minuten sah er die Genannten sämmtlich, nur mit alleiniger Ausnahme Carlo's, eintreten.

François Aubusson winkte ihnen unter bedeutungsvollen Zeichen zu, und Alle nahmen an seiner Seite Platz.

Die Stimmung, in der die Freunde sich befanden, war, wie man sich leicht denken kann, eine sehr gedrückte.

Morelli und Salvati fühlten nur zu wohl, daß sie, als die ersten Anstifter der ganzen Bewegung, auf

keine Gnade zu hoffen hatten, wenn sie den jetzigen Machthabern in die Hände fielen.

Aber sie waren zu muthig und entschlossen, um schon jeden Gedanken an Widerstand aufzugeben und nur auf ihre persönliche Sicherheit bedacht zu sein.

Ihr Sinn war daher für den Augenblick zunächst darauf gerichtet, eine Vertheidigung zu organisiren, und sie hofften dabei auf die große Zahl der Carbonari, die, im ganzen Lande vertheilt, einige Hunderttausend betragen mochten.

Dabei vergaßen sie aber, daß diesen Hunderttausenden der gemeinsame Halt mangelte, — daß ein großer Theil derselben durch die Ereignisse zu sehr eingeschüchtert war, um im gegenwärtigen Augenblicke zu einem kühnen Wagnisse bereit zu sein, — daß sich in die Reihen des Ordens, wie nicht zu bezweifeln war, zahlreiche falsche Brüder eingeschlichen hatten, die jetzt bereits als Verräther in den feindlichen Reihen standen, — daß endlich ein Heer, auf welches die constitutionelle Partei sich hätte stützen können, nicht mehr existirte.

Dies Alles erkannte Minichini's schärferer und ruhigerer Blick, und obgleich er an Muth, — wie er dies vielfach bewiesen, — seinen beiden jüngeren Freunden gewiß nicht nachstand, auch in den Augenblicken

der dringendsten Gefahr die Geistesgegenwart und die kalte Besonnenheit nicht einen einzigen Augenblick verloren hatte, hegte er doch jetzt keinen Gedanken an eine Verlängerung des Widerstandes.

Ja, dieser hätte erst wieder ganz neu organisirt werden müssen, und wo wären die Elemente dazu aufzutreiben gewesen?

Mit der ihm eigenen ernsten, gründlichen Sprache, die, unterstützt durch sein schönes, kräftiges Organ und sein ausdrucksvolles Gesicht, nur selten verfehlte, bei seinen Zuhörern Ueberzeugung zu erwecken, sagte er daher:

„Meine lieben jungen Freunde, ich freue mich Ihres Muthes, Ihres Feuereifers, aber ich halte es, den Umständen angemessen, für meine Pflicht, denselben zu dämpfen. Es wäre eine Sünde, wollten wir durch tollkühne Unternehmungen unser Leben und das vieler Hunderte, vielleicht Tausende unserer entschlossensten Brüder nutzlos opfern, denn wir haben für jetzt nicht die geringste gegründete Hoffnung auf einen günstigen Erfolg.

Die jungen Männer sahen ihn kopfschüttelnd an, als fingen sie an, Zweifel in ihn zu setzen, und Morelli wollte etwas entgegnen; Minichini aber ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern sagte rasch und eifrig:

„Sollen wir darauf rechnen dürfen, dem Vaterlande und der Freiheit noch jemals Dienste leisten zu können, so müssen wir jetzt auf unsere persönliche Rettung bedacht sein und uns entweder in sicheren Verstecken oder in dem Auslande so lange verborgen halten, bis das gefährlichste Toben des Sturmes vorübergegangen ist und die Sonne der Hoffnung auf bessere Zeiten sich für uns neu erhebt!"

Jean hatte diesem Wortstreite zugehört, ohne selbst daran Theil zu nehmen. Er hielt während desselben die Augen fragend auf seinen Oheim gerichtet, als sei er entschlossen, der größeren Klugheit und Lebenserfahrung desselben seinen eigenen Willen unterzuordnen.

François Aubusson zögerte auch nicht, seinen Neffen jedem Zweifel zu überheben.

Er hatte dem Meinungsaustausche zwischen Morelli und Salvati einerseits und Minichini andererseits mit solcher Aufmerksamkeit und Theilnahme zugehört, daß er es darüber vernachlässigte, die spähenden Blicke auf die Straße hinabzusenden.

Als er jetzt das Versäumte nachholte, sah er, wie die beiden Enden der Straße eben von den österreichischen Soldaten besetzt wurden und wie andere derselben sich auf die beschriebene Weise dicht an dem Hause aufstellten.

Er erkannte daraus, daß kein Augenblick zu verlieren sei und rief hastig:

„Der ehrwürdige Herr hat vollkommen Recht, meine Freunde. Sollten Sie noch daran zweifeln, so blicken Sie hinab auf die Straße und Sie werden sich überzeugen, daß in diesem Augenblick bereits österreichische Soldaten in das Haus eindringen. Wollen Sie nicht in der nächsten Minute deren Gefangene sein, so folgen Sie mir!"

Er hatte diese Worte zwar mit gedämpfter Stimme gesprochen, aber dennoch waren sie von den zunächst Stehenden oder Sitzenden vernommen worden, und augenblicklich entstand eine lärmende Verwirrung.

Diese vermehrte sich bis zum wilden Tumult, als beinahe in demselben Angenblick die Eingangsthür des großen Gastzimmers heftig aufgerissen wurde, und der auf der Schwelle erscheinende Polizei-Commissair, hinter dem man die Bajonette der österreichischen Soldaten blitzen sah, mit donnernder Stimme rief:

„Alle, die sich hier in dem Saale befinden, sind meine Arrestanten — im Namen Seiner Excellenz, des Herrn Polizeiministers Borrelli."

„Fort! fort!" sagte François Aubusson hastig, ergriff die Hand Jean's, der unmittelbar neben ihm

gesessen hatte und zog ihn sich nach, der bezeichneten Seitenthür zu.

„Folgen Sie mir! Schnell! Schnell!“ wendete er sich zu den Freunden und diese drängten sich ihm nach.

Glücklich, wenn auch nicht ganz ohne Mühe, erreichten sie die Thür, die zu den Wirthschaftsräumen des Kaffeehauses und durch diese auf einem nur selten benutzten und nur Wenigen bekannten, vielfach gewundenen Wege zu einem kleinen Gäßchen auf der Rückseite des Seboto führte.

Ihre Flucht war indeß nicht so unbemerkt geblieben, als es für ihre Sicherheit erwünscht gewesen wäre.

Das scharfe Auge des Polizei-Commissairs war dadurch auf sie aufmerksam gemacht worden, daß mehrere der Zunächststehenden sich ihnen nachdrängten, indem sie hofften, auf diesem Wege der Verhaftung zu entgehen.

„Denen dort nach! Denen dort nach!“ rief der Beamte der Polizei, indem er dem Officier einen Wink gab, und beinahe augenblicklich versuchten mehrere Soldaten, sich durch die dichte Menge einen Weg zu bahnen.

Wo man ihnen, vielleicht aus Mangel an Raum, nicht gutwillig Platz machte, da nahmen sie Fußtritte und Kolbenstöße zu Hülfe, aber dennoch war von den Flüchtlingen keiner mehr zu sehen, als sie zu der Thür gelangten.

Sie hatten indeß den Weg der Flucht entdeckt und verfolgten denselben unter lautem Geschrei.

Wie ein gehetztes Wild war François, Jean fest bei der Hand haltend, allen Uebrigen voran, und glücklich erreichte er die Hintergasse.

Zu seiner Freude zeigte sich ihm dieselbe still und verödet, und schon glaubte er die Hauptschwierigkeiten überwunden zu haben, als ihm an der Ecke der nächsten Gasse plötzlich drei Polizeidiener aus der Vertiefung eines Thorwegs entgegensprangen.

„Endlich habe ich Dich gefangen, nichtswürdiger Anselmo Carpi," rief der Vorderste und packte den keines Angriffes Gewärtigen mit kräftiger Faust an der Brust.

Doch François Aubusson verlor nie die Geistesgegenwart, und so überblickte er auch jetzt im Nu, daß die Gefahr nicht so groß war, als es im ersten Moment geschienen hatte; denn die Polizeimänner, die hier nur auf einem Beobachtungsposten standen, hatten keine Soldaten zu ihrer Unterstützung bei sich, und der tapfere Kriegsheld Murat's war überzeugt, selbst allein mit allen Dreien leichten Kaufs fertig zu werden.

Lachend entgegnete er daher:

„Halte den Carpi nur fest, wenn Du ihn gefangen hast, mein guter Freund, aber sieh Dich dabei

vor, daß Du nicht gebissen wirst, denn er hat scharfe Zähne!"

Bei diesen Worten stieß er mit der linken Faust die Hand des Polizeimannes zurück und beinahe in demselben Augenblick streckte er auch schon den Unglücklichen, der seines Triumphes so gewiß gewesen war, durch einen Pistolenschuß todt zu seinen Füßen nieder.

Der zweite Polizeidiener streckte darauf unerschrocken, und ohne sich durch den Tod seines Kameraden einschüchtern zu lassen, die Hand nach François Aubusson aus, aber dieser schlug ihn mit dem Schafte seiner Pistole über den Kopf, daß er blutend zurücktaumelte.

Den Dritten, der jetzt wüthend auf ihn einstürmte, warf er durch einen gewaltigen Fußtritt gegen den Unterleib zu Boden und als er so den Weg wenigstens für den Augenblick frei gemacht hatte, rief er seinen Gefährten zu:

„Vorwärts! Jetzt gilt es, denn bald werden wir die ganze Meute auf den Fersen haben."

Wieder erfaßte er die Hand Jean's, die er bei seiner Vertheidigung einen Augenblick hatte fahren lassen, und im wilden Laufe ging es nun durch die Windungen der Straßen.

François zeigte, stets voran, den Uebrigen den

Weg, aber als er einen Augenblick stehen bleiben mußte, um Athem zu schöpfen, sah er, daß außer Jean nur noch Salvati bei ihm war.

„Ich glaube,“ sagte er hastig zu seinen beiden Gefährten, „wir haben das Schlimmste überstanden, denn wir sind in der Nähe der elenden Wohnung, welche der einäugige Bettler Bartolomeo inne hat, und wenn wir diese nur mit einem Vorsprunge von zehn Minuten erreichen, dann müßte der Teufel selbst mit ihnen im Bündniß stehen, wenn sie unserer noch habhaft würden. Jetzt aber gilt es verdoppelte Schnelligkeit, wenn wir neuerdings verfolgt werden sollten.“

Er ließ hierauf die Blicke nach allen Richtungen spähend umherschweifen und rief alsbald mit erbittertem Tone, indem er auf das Ende der Straße deutete, in welcher sie sich eben befanden:

„Da hat der böse Feind wirklich schon wieder ein Paar von den Hallunken, und ein ganzer Schwarm meiner guten Freunde, der Lazzaroni, begleitet sie beutelustig!“

„Ja, schreit nur,“ rief er hohnlachend, als der ganze Schwarm, ihn und seine Gefährten erblickend, in lautes Jubelgeheul ausbrach, „den alten Aubusson fangt Ihr doch nicht! — Mir nach, meine Freunde!“

Und wieder ging die wilde Jagd los.

Aber François und dessen Begleiter vergrößerten den Vorsprung, den sie bereits hatten, durch Anwendung verschiedenartiger List so sehr, daß sie ihren Verfolgern einen Augenblick aus dem Gesichte gekommen waren, als sie keuchend und athemlos des Ersteren Wohnung erreichten, welche den Eingang auf einem engen finstern Hofe hatte und deren ebenerdige Fenster auf der Rückseite in einen großen Garten führten, der auf der einen Seite an menschenleere Gassen, auf der andern an das freie Feld stießen.

Nicht absichtslos hatte ein Mensch von dem Charakter François Aubusson's sein Bettler-Asyl so gewählt, daß ihm im Falle der Noth der Weg zur Flucht frei stand.

Und wenn je, so war gewiß jetzt ein solcher Fall der Noth eingetreten.

Gleichwohl dachte François nicht an die Fortsetzung der schon so lange verfolgten Flucht. Vielmehr sann er nur darauf, durch List sich selbst, besonders aber seine beiden jungen Freunde, aus der Todesgefahr zu befreien, die drohend über ihren Häuptern schwebte. Denn rettungslos waren sie verloren, wenn man in einem von ihnen Salvati, einen der Hauptanstifter der Revolution, erkannte.

Aubusson barg zwar als Bartolomeo in

seiner unscheinbaren Bettlerwohnung, die ein Bild der bittersten Armuth bot, oft bedeutende Summen, aber er betrachtete diese unter solcher Umgebung und noch dazu in einem geheimen Versteck, als so sicher aufbewahrt, daß er sein Zimmer — wenn man den finstern, kahlen Raum, der ihm Obdach gewährte, mit einem so prunkenden Namen beehren durfte — niemals verschloß, wenn er es verließ.

Er stieß daher ohne alles Hinderniß die Thür auf, schob hastig seine beiden Freunde hinein und dann die starken Riegel vor, die bei der Festigkeit der Thür einige Zeit Widerstand gegen einen gewaltsamen Angriff von Außen bieten konnten. Ein solcher aber ließ sich allerdings vermuthen, wenn die Verfolger das Haus erkannt hatten, in welchem die Flüchtlinge eine kurze Sicherheit zu finden gehofft.

Es war daher kein Augenblick Zeit zu verlieren, und ohne sich auf Erörterungen oder Erklärungen einzulassen, hob François sein ärmliches, am Boden ausgebreitetes Lager empor. Es war auf einer verborgenen Fallthür befestigt, und es zeigte sich darunter ein kleines, kellerartiges Loch, zu dessen Boden eine leiterartige Treppe hinabführte.

Die Höhlung war klein und stockfinster, doch empfing sie durch eine Oeffnung, welche Aubusson in

die Mauer gebrochen hatte, hinlängliche Luft, um es darin einige Zeit aushalten zu können, ohne der Gefahr des Erstickens ausgesetzt zu sein.

„Schnell hinab!“ drängte François seinen Neffen und Salvati. „Dort unten wird kein Teufel Euch finden und wäre es der pfiffige Borrelli selbst!“

Während die beiden jungen Männer ohne Säumen seiner Aufforderung folgten, riß er selbst mit Hast die Kleider, die ihn als einen vornehmen Herrn erscheinen ließen, vom Leibe und schleuderte sie Stück bei Stück hinab in das dunkle Verließ.

Dabei verwandelte er sich mit der zauberhaften Schnelligkeit, die manche Schauspieler bei Verkleidungsrollen zeigen, in den einäugigen, zahnlosen Bettler Bartolomeo.

Dies Alles währte nur wenige Minuten, und schon war die Klappe des Lagerverstecks wieder zugeworfen und die Metamorphose vollbracht und noch immer entstand kein Lärm in dem Hause.

Doch François Aubusson war ein zu schlauer Fuchs, um sich so schnell in Sicherheit wiegen zu lassen. Er mußte auf alle Fälle gefaßt sein, deshalb machte er ein gewaltiges Gepolter, stampfte auf dem Fußboden umher, als ob noch mehrere Männer mit einander rängen, fluchte dazwischen mit verschiedenen Stimmen

und schlug endlich mit lautem Getöse das Fenster ein, das nach dem Garten führte.

Während die Scheiben klirrend theils in das Innere des Gemaches, theils hinaus in das Freie fielen, zeigte es sich bereits, daß François die Vorsichtsmaßregel nicht unnütz angewendet hatte; denn es wurde heftig an seine Thür gepocht nnd eine gebieterische Stimme verlangte Einlaß im Namen des Königs.

Doch weit entfernt, der Aufforderung zu genügen, stemmte Aubusson beide Hände ausgespreizt gegen die Nasenspitze, wie bei uns die Kinder zu thun pflegen, um ihre Schadenfreude darüber zu bezeigen, daß sie Jemand angeführt haben.

Ein spöttischer Zug umspielte dabei seinen Mund und zugleich rief er scheinbar halb athemlos:

„So kommt doch herein! Es ist ja offen!"

Dann zog er einen Dolch aus der Brusttasche und versetzte sich mit der größten Ruhe und Gleichgültigkeit einen Stich in den linken Oberarm, so daß das hervorspritzende Blut seine zerlumpte Kleidung mit rothen Flecken färbte.

Darauf warf er sich fluchend und stöhnend auf sein Lager, ohne sich um das Pochen und Lärmen an seiner Thür zu kümmern.

„Verfluchter Hund, wirst Du endlich aufmachen?"

donnerte draußen die gebieterische Stimme. „Wenn Du nicht gleich öffnest, sprengen wir die Thür!“

In der That schienen dazu auch bereits Anstalten getroffen zu werden. Dahin aber wollte François es nicht kommen lassen. Deshalb erhob er sich stöhnend von seinem Lager und zog die Riegel zurück!

Dabei sagte er brummend:

„Die Schurken haben den Riegel vorgeschoben, ohne daß ich es bemerkt hatte; verzeihen Sie daher, gnädiger Herr Commissair, daß ich nicht sogleich öffnete!“

Während er so sprach, drang ein Polizei-Commissair, begleitet von mehreren Polizeidienern und einigen österreichischen Soldaten, ein, François aber warf sich wieder auf sein Lager und stöhnte laut, als ob seine Wunde ihm heftige Schmerzen verursache.

„Wo sind die Flüchtlinge hin?“ fragte ihn der Commissair, indem er sich bei dem Scheine der mitgebrachten Fackeln forschend in dem Gemache umsah, das in seiner Enge und Verödung kaum einer Maus, geschweige denn drei flüchtigen Menschen einen Versteck zu bieten vermocht hätte.

Deshalb erweckten auch die Worte Aubusson's keinen Zweifel, als er mit mürrischem Tone und matter Stimme, auf das zertrümmerte Fenster deutend, sagte:

„Dort hinaus, — nachdem ich so thöricht gewesen

war, ihnen den Weg versperren zu wollen. — Zum Lohn dafür, daß ich es versucht hatte, unserem vielgeliebten Könige einen vielleicht wichtigen Dienst zu leisten, habe ich diesen Dolchstoß hier davongetragen. — Gott und die heilige Jungfrau mögen die verdammten Schurken bis in alle Ewigkeit in der Hölle braten lassen."

„Vorwärts! Ihnen nach!" gebot der Commissair.

Die Diener, dem Befehle ihres Vorgesetzten gehorchend, sprangen diensteifrig voran durch das zertrümmerte Fenster hinab in den Garten; langsamer und unter Ausstoßung manches deutschen Fluches folgten ihnen die Soldaten; endlich entschloß sich auch der Commissair, den gleichen Weg einzuschlagen, und wenige Minuten später herrschte in der Behausnng Aubusson's wieder das tiefste Schweigen.

Jetzt erst dachte François daran, seine noch immer heftig blutende Wunde zu verbinden.

Während er damit beschäftigt war, lachte er schadenfroh in sich hinein:

„Lauft nur zu, Ihr Dummköpfe! — Die vielen Fußspuren, die Ihr überall hinterlasset, machen es Euch unmöglich, zu entdecken, daß vor Euch noch Niemand den Garten betrat, und meine Freunde sind gerettet, — wenigstens vorläufig, und auch weiter wird meine List ihnen helfen."

Nach diesem Selbstgespräche hob er die Fallthür ein wenig in die Höhe und flüsterte, irgend einen in der Nähe vielleicht noch lauernden Lauscher fürchtend, mit gedämpfter Stimme hinab:

„Die nächste Gefahr ist vorüber, doch verhaltet Euch ruhig und verrathet durch nichts Eure Anwesenheit. Nur wenn Ihr meine Stimme hört, seid Ihr sicher. — Ich gehe jetzt, um die Anstalten zu Eurer weitern Flucht zu treffen, und es ist möglich, daß ich länger ausbleiben muß, als ich jetzt selbst denke. — Auf einem Brette in der Ecke werdet Ihr einen Krug Wasser und einige Lebensmittel finden!"

Die Klappe schloß sich wieder; Aubusson verließ das Haus und die Stille des Todes herrschte in der elenden Wohnung des Bettlers.

Daß hier Einer von denen verborgen war, welche die Polizei am eifrigsten suchte, ahnten selbst die pfiffigsten Häscher Borrelli's nicht.

II.

Das Treiben der Reaction.

Was man früher befürchtet, wogegen man sich aber später gesichert geglaubt hatte, das geschah dennoch und erfüllte Tausende mit Angst und Schrecken:

Der Fürst von Canosa, der bekannte herz- und gewissenlose Wütherich, der im Gefolge des Königs von Florenz nach Neapel zurückgekehrt war, wurde nach kurzer Polizeiverwaltung Borrelli's, dem sein verrätherischer feiger Gesinnungswechsel nichts als den Kerker eintrug, wieder zum Polizeiminister ernannt und, mit unbedingter königlicher Vollmacht versehen, machte er seine Rückkehr und die ihm neuerdings verliehene Gewalt auf eine Weise bekannt, die allgemeinen Schauder erregte.

Nur zu gut errreichte er dadurch seine Absicht,

durch das ganze Königreich seinen Namen gefürchtet zu machen.

Am Tage nach der Rückkehr Canosa's nach Neapel und noch ehe der abermalige Antritt seines Amtes öffentlich bekannt gemacht worden war, bot sich der Befriedigung der öffentlichen Schaulust, die bei den Neapolitanern vielleicht größer ist, wie bei irgend einem andern Volke, ein Schauspiel, wie man es in der Residenz seit langen Jahren nicht gesehen hatte.

Der Fürst von Canosa beeilte sich, dem niedrigsten Pöbel, dem Auswurfe der Menschheit, diese Ergötzlichkeit zu bieten, um dadurch seinen Namen nicht nur bei den Bewohnern der Hauptstadt, sondern in dem ganzen Lande auf blutige Weise in Erinnerung zu bringen.

Die Sache, später mehrmals und an verschiedenen Orten des Reiches wiederholt, ist zu charakteristisch, als daß wir es uns versagen könnten, sie hier ausführlicher zu erwähnen.

Es war also an dem Tage nach der, vorläufig nur noch Wenigen bekannten Rückkehr Canosa's in die Mauern Neapels, als die Neugier der Menge durch ein Schauspiel angeregt wurde, das der neue Polizeiminister in der volkreichen Straße Toledo zum Besten geben ließ.

Eines Morgens, als die Temperatur sich noch nicht

zu einer unleidlichen Hitze gesteigert hatte, wurde die allgemeine Aufmerksamkeit durch eine zahlreiche Abtheilung österreichischer Soldaten erweckt, welche ziemlich unbeachtet und schweigend mehrere Nebengäßchen durchzogen hatte.

Als der Zug auf die Toledo-Straße einbog, riefen wiederholte Trompetenstöße die schaulustige Menge herbei. Diese zögerte nicht, dem Rufe zu folgen und erblickte nun hinter einer ersten Abtheilung der deutschen Truppen Gehülfen des Henkers, welche von Zeit zu Zeit die nicht sehr harmonischen Trompetenstöße ertönen ließen.

Den Henkersknechten folgte eine zweite Abtheilung deutscher Soldaten. Diese schienen die Schutzwache einiger Polizeidiener zu bilden, welche in ihrer Mitte einherschritten und einen Mann umringten, der den Mittelpunkt, den vorzüglichsten Gegenstand des Schaugepränges, zu bilden bestimmt war.

Dieser Mann war nur mit einem Gewande von grober grauer Leinewand bekleidet, vom Kopf bis zu dem Gürtel aber ganz nackt, während die Kleidung seinen Körper vom Gürtel bis zu den Füßen in weiten Falten umgab.

Die Füße des Delinquenten, — denn ein solcher mußte er, nach dem ganzen Aufzuge zu urtheilen, sein, — waren unbekleidet und schienen durch ihre Weiße und

Zartheit zu beweisen, daß der Mann einem der Stände angehörte, welche nicht gewohnt sind, barfuß zu gehen.

Die Hände waren dem Bedauernswerthen über der Brust kreuzweis fest zusammengeschnürt; in der einen derselben, so wie um den Hals, hatte man alle Erkennungszeichen der Carbonari befestigt, und um der Menge jeden Zweifel über das Verbrechen des Mannes zu benehmen, trug er auf dem Kopfe eine hohe, dreifarbige Mütze, auf welcher in großen Buchstaben zu lesen war:

Carbonari.

Der Unglückliche, den Canosa sich ausersehen hatte, um unter den zahlreichen Mitgliedern des Ordens Schrecken zu verbreiten, ritt auf einem Esel und hinter ihm saß der Scharfrichter in eigener gefürchteter, gehaßter und mit allgemeinem Abscheu betrachteter Person.

So oft ein Trompetenstoß ertönte, zerfleischte der Henker den entblößten Rücken des Unglücklichen mit einer Geißel, an deren einzelnen Lederstreifen vorn Nägel befestigt waren.

Unter jedem Streiche floß daher das Blut und schon hing hier und dort das Fleisch in Fetzen herunter, oder es flog in kleinen Stückchen umher.

Es war ein entsetzlicher Anblick, und der Schmerz, noch mehr aber, so schien es, die verbissene Wuth,

verzerrte bei jeder neuen Züchtigung die Züge des Unglücklichen, der gleichwohl keinen einzigen Klagelaut ausstieß. Dennoch schien es, als hätte der Schmerz seine Kräfte erschöpft, denn matt, und von Leichenblässe bedeckt, hing ihm der Kopf tief auf die Brust herab.

Vielleicht aber wollte er auch nur dem neugierig gaffenden, theilnahmlosen Pöbel, der immer zahlreicher den Zug begleitete, je weiter derselbe kam, seine leidenden Züge verbergen.

Dennoch schien ihn Einer aus dem Haufen erkannt zu haben, das verrieth das kurze, mit dem Tone der Empörung gesprochene „Ha!", das dieser Mann ausstieß, als der Verurtheilte einmal den Kopf ein wenig erhob.

Bartolomeo war es gewesen, der den Ruf des Erkennens ausgestoßen hatte, und so schnell er ihn auch unterdrückte, war er dennoch von dem Verurtheilten gehört worden. Er blickte forschend nach der Richtung, aus welcher der theilnahmvolle Ton erklang, und auch er erkannte den Bettler, das verrieth die dunkle Röthe, die plötzlich der Leichenblässe seines Gesichtes folgte. Er biß, wie vorher, vor Schmerz, um laute Klagen zu unterdrücken, so jetzt aus Wuth, die Zähne zusammen und richtete gegen den Himmel einen vielsagenden Blick, der in den Augen Bartolomeo's sagen wollte, daß

der Mißhandelte die Rache des Himmels für die ihm zugefügte Schmach forderte und ihn zum Zeugen aufrief.

Bartolomeo nickte zum Zeichen, daß er ihn verstanden hätte, kaum merklich mit dem Kopfe, und murmelte dann zwischen den Zähnen:

„Carlo, den edlen, stolzen Carlo so zu behandeln! — Das fordert blutige Rache, denn es ist unerhört, daß man allgemein geachteten Edelleuten begegnet, wie den gemeinsten Verbrechern. — Und weshalb? — Nur weil sie einer Verbrüderung angehörten, welche nach Hunderttausenden zählte, und deren Mitglieder die Edelsten des Landes waren!"

Darin mochte der Bettler allerdings Recht haben, allein es waren in den Orden der Carbonari in der letzten Zeit auch so viele unedle Elemente aufgenommen oder in feindlicher Absicht eingedrängt worden, daß er seine ursprüngliche Reinheit und Lauterkeit der Gesinnungen zum großen Theile eingebüßt hatte. Nicht ganz mit Unrecht wurde die Gesellschaft daher jetzt von der Regierung verfolgt, denn in ihrem Schooße befanden sich viele der gemeinsten und niedrigsten Verbrecher.

Freilich aber richtete die Regierung nicht gegen diese ihren Zorn, sondern gegen die Besseren, ja, gegen die Besten unter den Carbonari, und wer diesem Orden, vielleicht auch nur in früherer Zeit, angehört hatte, der

durfte der blutigsten Verfolgung gewiß sein, wenn er unter den neuen Machthabern einen erbitterten Feind hatte.

Einem solchen rachsüchtigen Feinde war auch Carlo zum Opfer gefallen.

Ein Gutsnachbar von ihm, mit dem er wegen politischer Meinungsverschiedenheit in Streit gerathen war, denuncirte ihn der Polizei, und bald nach seiner Rückkehr von dem aufgelösten Reichstage wurde er, der von ihm getroffenen Vorsichtsmaßregeln ungeachtet, mitten in der Nacht aufgehoben und nach Neapel transportirt.

Auch darin hatte Bartolomeo Recht, daß eine solche Behandlung eines Edelmannes etwas Unerhörtes war, aber bald sollte das entsetzte Land noch ganz andere Dinge sehen und hören, und von allen Seiten ertönten Nachrichten, welche bewiesen, daß die eingesetzten Ausnahmegerichte mit einer Grausamkeit, Willkühr und Ungerechtigkeit verfuhren, von denen die Geschichte aller Länder und aller Zeiten nur wenig Beispiele zu erzählen weiß.

Nur wenig fehlte, so wären die von der Königin Caroline geheißenen und unter der unmittelbaren Aufsicht des Cardinals Ruffo verübten Blutthaten der Schreckenstage von 1799 durch das, was jetzt geschah,

erreicht worden. Ja, man darf sogar behaupten, daß das Jahr 1820 mehr Blut durch Henkershand vergießen sah, wie selbst jenes in der Geschichte Neapels roth, mit der Farbe des Lebenssaftes, angezeichnete Jahr. Der Unterschied lag nur darin, daß damals vorzüglich die Hauptstadt von den Metzeleien heimgesucht wurde, während jetzt die Hinrichtungen sich über das ganze Land verbreiteten.

Canosa hatte durch seine blutigen Thaten der Verfolgung, welche zum großen Theile Thaten der Rache waren, die er, oder andere Mitglieder seiner Partei übten, die ganze Bevölkerung in ein solches Schrecken versetzt, daß selbst die Muthigsten zitterten.

Der Unmensch, der den Fürstentitel, welchen er trug, sowohl als Beamter, wie als Privatmann, auf jede Weise schändete, triumphirte über alle seine Feinde, und bald konnte er sich als unumschränkten Herrn über Leben und Tod, über Ehre und Vermögen jedes Einzelnen im Lande betrachten. Ja, man darf ohne Uebertreibung sagen, daß er ein unumschränkterer Gebieter war, wie der König selbst.

In seinem übermüthigen Gefühle der Macht schrieb er daher an den König:

„Sire!

„Die Aufgabe, welche Eure Majestät mir gestellt

hatten, ist zum großen Theile erreicht. Schon sind Hunderte von Denen gefallen, die es in der sündhaften Verblendung wagten, sich der Macht zu widersetzen, die Euer Majestät von Gott verliehen wurde.

„Die Uneinigkeit unter Denen, welche bisher die Gefährlichsten waren, die Feigheit und die Furcht der Bürger, die Geduld des Volkes endlich, sind so groß, daß ich jetzt ohne Gefahr wüthen kann, wenn Eure Majestät es mir gnädigst gestatten wollen."

Und wie lautete auf dieses Schandgesuch die Antwort des Königs Ferdinand I., des Vaters seines Landes, der seine Unterthanen so oft seiner Gnade, seiner Liebe, seiner wahrhaft väterlichen Gesinnungen, versichert hatte?

Er schrieb seinem nur allzu dienstfertigen Polizeiminister:

„Wüthen Sie nach Gutdünken, mein lieber Canosa; wüthen Sie, bis Sie mich von dem letzten meiner Feinde befreit haben."

Hätte Canosa buchstäblich diesen Befehl vollziehen wollen, ganz Neapel würde zur menschenleeren Einöde geworden sein, denn durch alle Schichten des Volkes waren der Haß, die Erbitterung gegen den König verbreitet.

Ohne indeß so weit zu gehen, wie die königliche Vollmacht ihn ermächtigte, blieb Canosa noch genug zu thun, um seine Blutgier, seine Grausamkeit und seine Rachsucht zu befriedigen, und nur zu bald zeigten sich die Wirkungen des gnädigen Schreibens, welches der Monarch an seinen Polizeiminister gerichtet hatte.

Eines der nächsten Opfer, welche Canosa sich ausersah, war sein Vorgänger im Amte, Borrelli, der es büßen mußte, daß er einige Zeit den liberalen Volksvertreter gespielt hatte, ein Verbrechen, welches selbst die neun Monate eifriger Dienste als Polizeiminister in den Augen der Reaction nicht zu sühnen vermocht hatten.

Die Generale Colletta und Pedrinelli, und nach ihnen die Generale Arborito, Colonna, Costa und Russo, welche es gewagt hatten, sich für die Constitution zu erklären, wanderten ebenfalls in den Kerker, und es verminderte in den Augen der jetzigen Machthaber ihr Vergehen nicht, daß die Mehrzahl derselben der Constitution den Eid der Treue erst dann geleistet, nachdem der König selbst sie durch sein Beispiel dazu autorisirt hatte.

Freilich war zu dieser ersten Sünde bei einigen der Generale auch die beinahe noch größere hinzugekommen,

daß sie die auf sie gefallene Wahl zu Deputirten angenommen hatten.

Denn diese Körperschaft, das Kind, oder, nach den Begriffen der Reaction, der Auswuchs des Constitutionalismus, war vorzugsweise der Gegenstand der Verfolgung für Canosa.

Deshalb theilten auch noch andere Deputirte das Schicksal der genannten Generale.

Wir könnten eine lange Liste derselben aufführen, indeß nennen wir hier nur einige der bekanntesten Namen, wie Pepe, welcher sich indeß der Einkerkerung durch die Flucht zu entziehen wußte, Piccoletti und Poërio, der auch bei den neuesten politischen Ereignissen in Neapel wieder vielfach genannt worden ist.

Es schien, als hätte Canosa, getrieben von Neid oder Haß gegen jede edlere Eigenschaft, die ihm selbst abging, sein Augenmerk ganz besonders auf solche Männer gerichtet, welche ihrer Tugenden, ihrer Kenntnisse, oder ihrer Verdienste irgend einer Art wegen hoch in der allgemeinen Achtung standen; denn wenn solche Männer nicht neben diesen Eigenschaften blinde Anhänger des Royalismus waren, durften sie der Verfolgung, des Gefängnisses, der Vermögensconfiscation gewiß sein, das sah man an der rasch auf einander

folgenden Verhaftung der verdienstvollen Staatsräthe Buzzelli, Rossi und Bruni.

Wie man aber diese politischen Märtyrer behandelte, das mögen unsere Leser aus der folgenden streng wahren Angabe entnehmen.

Dreißig Meilen von Trapani entfernt, auf der Insel Maretino, liegt ein noch aus dem Mittelalter stammendes Schloß, das durch seine Bauart theilweise an die Herrschaft der Mauren erinnert.

In früheren Zeiten war es fest genug gewesen, um gegen einen feindlichen Ueberfall Widerstand leisten zu können; seitdem es aber diese Eigenschaft verloren hatte, war es allmählig so in Verfall gerathen, daß man es kaum noch bewohnbar nennen konnte.

Dieses Schloß wurde in aller Eile zu der Aufnahme politisch Verdächtiger hergerichtet, die man unschädlich machen wollte, ohne hinreichenden Grund zu haben, sie als Angeklagte vor Gericht zu stellen.

Bei dieser flüchtigen Renovirung wurde keine Rücksicht darauf genommen, daß mehrere der Gemächer ihres verfallenen Zustandes wegen für die Bewohner lebensgefährlich werden konnten. — Was war denn an dem Leben eines politisch Verdächtigen gelegen?

Viele der Unglücklichen, welche hier in jahrelanger Haft schmachteten, abgeschnitten von der ganzen Welt,

ohne von den Ihrigen Nachrichten empfangen oder dergleichen an sie gelangen lassen zu können; welche während dieser langen Zeit keiner Untersuchung unterworfen wurden; bei denen man es nicht einmal der Mühe werth achtete, sie irgend eines Vergehens zu beschuldigen, — viele dieser Unglücklichen mögen sich keinen Abend auf ihr ärmliches Lager ohne die Besorgniß niedergelegt haben, daß während der Nacht ein heftiger Sturm sie durch die herabstürzende Decke oder die einfallenden Wände erschlagen möchte.

Und gleichwohl waren Die, denen das Schloß selbst zur Wohnung angewiesen wurde, noch beneidenswerth im Vergleich zu Anderen, denen ein viel härteres Schicksal zu Theil wurde.

Unfern des Schlosses lag nämlich eine große Cisterne, die ehemals die Bewohner des Schlosses, und theilweise auch die der Insel, mit Wasser versehen hatte, seit einer langen Reihe von Jahren indeß schadhaft, und in Folge davon trocken geworden war.

Diese Grube, welche eine sehr bedeutende Tiefe hatte, wurde überdacht, in kleine Zellen eingetheilt und zu Kerkern eingerichtet.

In diesen Löchern, in welche nie ein Sonnenstrahl drang, die durch kleine Oeffnungen, über dem Rande der ehemaligen Cisterne, unmittelbar unter der Bedachung angebracht, ihr

Licht empfingen, in welchen während des Winters die Luft eisig kalt war, während im Sommer darin eine erdrückende Hitze herrschte, verbrachten mehrere der angesehensten und geachtetsten Männer viele Jahre ihrer schönsten und kräftigsten Lebenszeit, und Mancher, der diese ungesunden Höhlen als starker Mann betreten hatte, verließ sie schon nach einigen Jahren als schwacher Greis.

Hierher brachte man den edlen Poërio, und lange waren seine Genossen der Fürst Torella und der Herzog Riario Sforza, die Zierden des neapolitanischen Adels.

Ein Weheruf ertönte durch das ganze Land, vom Norden bis zum äußersten Süden; Trauer herrschte in den Palästen der Reichsten, wie in den Hütten der Aermsten.

Aber das Alles rührte das Herz Canosa's nicht, — wenn man überhaupt annehmen kann, daß dieser Mensch ein Herz hatte. Er fuhr fort zu wüthen — hatte er doch die königliche Vollmacht dazu empfangen.

Jeden Abend — wenn nicht ganz besondere Geschäfte ihn abhielten — empfing er zur Stunde der Mitternacht, als der geeignetsten Zeit zur Vollbringung finsterer Thaten, die eifrigsten seiner Spürhunde, welche das nichtswürdige, aber einträgliche Gewerbe der De-

nunciation betrieben und dem Fürsten Canosa täglich neue Opfer bezeichneten. Fehlte es ihnen an Solchen, die sie mit einigem Grunde anklagen konnten, dann nannten sie ohne Gewissensbisse Unschuldige, oder ihnen persönlich Verhaßte. Denn ohne dem Polizeiminister irgend einen Namen zu nennen, durften sie nicht bei demselben erscheinen, wollten sie sich nicht der Gefahr aussetzen, des Mangels an Diensteifer beschuldigt zu werden.

Unter diesen Nichtswürdigen zeichneten sich besonders Zwei aus; ein gewisser Bullo, ein Mensch von dem verworfensten Character, und deshalb dem Fürsten Canosa besonders werth, und ein nicht geringerer Schurke, Namens Avitaja.

Beide waren eines Tages, um Mitternacht, wie gewöhnlich, bei dem Polizeiminister und hatten demselben ihren Anklagebericht abgestattet, als Canosa mit freundlicher Miene zu ihnen sagte:

„Es sind leider die sämmtlichen Gefängnisse des Landes bereits so überfüllt, daß es beinahe unmöglich ist, noch neue Gefangene unterzubringen, obgleich schon alle Häuser, die sich dazu eigneten und disponibel waren, zu Arresthäusern eingerichtet wurden.

„Nun sind aber im Lande noch Viele, die des Königs Zorn treffen muß —"

„Oder der von Eurer Excellenz," wagte mit dem Tone des Schmeichlers Avitaja zu bemerken.

Der Minister erwiederte zwar nichts auf diese Worte, aber er richtete auf den Schmeichler einen sehr gnädigen Blick und fuhr dann fort:

„Alle diese Männer, oder vielmehr alle diese Personen, da sich auch einige Frauen unter denselben befinden, einzukerkern, ist daher aus Mangel an Platz zu ihrer Unterbringung unmöglich. Bei Einigen dürfte auch ihre Verhaftung der Regierung Verlegenheiten bereiten; daher bin ich auf ein Mittel verfallen, uns ihrer zu entledigen, und uns zugleich die Berechtigung zu der Confiscation ihres Vermögens zu verschaffen."

Der Minister trat hierauf an seinen Schreibtisch, nahm von demselben zwei umfangreiche Papierhefte, reichte jedem seiner gehorsamen Schergen eines derselben, und sagte dabei:

„Hier ist die Liste der Personen, die mir im Wege sind. Sie enthält gegen viertausend Namen, und ich hoffe, daß viele der Verzeichneten aus Furcht die Flucht ergreifen werden, wenn sie sich von der Einkerkerung bedroht sehen; — daß dies geschehe, mache ich zu Eurer Aufgabe. — Ihr könnt mit geschwätziger Vertraulichkeit hier und dort unter dem Siegel der Verschwiegenheit einige Worte darüber fallen lassen, daß Dieser oder

Jener nächstens festgenommen werden würde. Auch erlaube ich Euch, vollständige oder theilweise Abschriften dieser Liste zufällig zu verlieren. So wird sich das Gerücht der über ihrem Haupte schwebenden Gefahr schnell genug verbreiten, und, wie ich hoffe, viele der Bedrohten veranlassen, die Flucht zu ergreifen, um sich dieser Gefahr zu entziehen. — Gewinnen wir mit der Zeit in den Gefängnissen Platz für sie, dann können wir ihrer mit Hülfe der Polizei aller Länder jeden Augenblick wieder habhaft werden, sobald wir wollen. — Geht nun, und handelt nach diesen Weisungen."

Unter knechtischen Verbeugungen entfernten sich die beiden Schergen, um frohen Muthes an das nichtswürdige Geschäft zu gehen, über viele Tausende Unglück, Sorge und Kummer zu bringen. Doch sollte es wenigstens dem Einen von ihnen versagt sein, sich seiner Aufgabe zur Zufriedenheit seines Meisters zu entledigen.

Bullo war noch nicht weit von der Wohnung des Polizeiministers entfernt, als er, in eine dunkle Seitengasse einbiegend, schon nach wenigen Schritten von einer kräftigen Faust an der Kehle gepackt wurde, so daß er keinen Hülferuf auszustoßen vermochte, und in demselben Augenblicke senkte sich ein Dolch in seine Brust.

Röchelnd sank er zu Boden, der Mörder aber entfernte sich mit ruhigen, festen Schritten, und dieser Geistesgegenwart hatte er es wahrscheinlich zu danken, daß selbst die eifrigsten Nachforschungen der Polizei ihn nicht zu entdecken vermochten.

Bullo stieß jetzt wiederholte Klagelaute aus, und bald lockten diese eine Anzahl Menschen herbei, die ihn halb neugierig, halb mitleidig, umstanden.

„Zu dem Fürsten Canosa!" flehte er mit matter Stimme. „Um der ewigen Barmherzigkeit willen, — bringt mich so schnell als möglich zu ihm."

Er fühlte sein Ende herannahen, und wünschte daher, von Gewissensbissen gefoltert, reuige Geständnisse zu machen.

Sein Wunsch wurde erfüllt, und eine Viertelstunde später befand er sich dem Fürsten Canosa gegenüber, welcher bei dem Zustande seines willigen Zubringers weit mehr Zorn als Theilnahme zeigte. Sein vorzüglichstes Gefühl war die Wuth darüber, daß sich eine Hand gefunden hatte, die selbst in dieser Zeit noch Muth genug besaß, einen der thätigsten Spione des allgemein gefürchteten Polizeiministers zur Rechenschaft vor Gottes Richterthron zu senden.

Bullo nannte unter den Aeußerungen der heftigsten Reue die Namen einer Menge Personen, die er fälschlich

angeklagt hatte, entweder, weil persönlicher Haß ihn dazu getrieben, oder weil er von Feinden der Angeklagten dazu bestochen worden war, die lügnerischen Beschuldigungen vorzubringen, zu deren Bekräftigung es weiter keines Beweises bedurfte, als seiner Aussage.

Canosa hörte diese Bekenntnisse mit gleichgültiger Miene an, und als Bullo ihn darauf fragend und bittend zugleich anblickte, sagte er lächelnd und spöttisch:

„Beruhige Dein Gewissen, mein Guter. Du hast gethan, was Du vermochtest. Sind die Bezeichneten indeß auch unschuldig an dem, was Du von ihnen sagtest, so werden sie ohne Zweifel ein Vergehen anderer Art begangen haben, und es ist daher besser, daß sie bleiben, wo sie sind, als daß wir uns die große Mühe geben, sie unter der Masse aller Uebrigen ausfindig zu machen!"

Bullo, der entschiedene Bösewicht, faltete bei dieser Antwort die Hände, und richtete gen Himmel einen Blick, welcher sagen zu wollen schien:

„Herr, rechne mir diese Worte nicht an!"

So verschied er, indem er sterbend noch die Ueberzeugung gewann, daß er einem Ungeheuer in Menschengestalt gedient hatte.

Die als unschuldig Bezeichneten blieben im Kerker!

War der eine von des Polizeiministers Gehülfen

bei der Ausführung des abscheulichen Planes durch einen gewaltsamen Tod der Erfüllung seiner Aufgabe entrissen worden, so ließ sich dagegen Avitaja dieselbe nur um so angelegener sein, und viele der Bezeichneten fielen in die Schlinge, welche Canosa's Arglist ihnen gelegt hatte. Die aber, welche den Muth hatten, der Gefahr zu trotzen, blieben meistens unangefochten, während von den Entflohenen, die durch ihre Flucht ihre Schuld erwiesen hatten, Viele durch die Polizei der fremden Mächte ausgeliefert wurden.

Nach dieser Abschweifung, die wir zu der Schilderung der damaligen Zustände Neapels für nothwendig erachteten, kehren wir nun zu der Scene zurück, die wir zu Anfang dieses Capitels schilderten.

III.

Rettung und Flucht.

Als Bartolomeo in dem Gegeißelten, wie wir es im vorigen Capitel erzählten, Carlo erkannt hatte, und von demselben wieder erkannt worden war, stand bei dem einäugigen Bettler augenblicklich der Vorsatz fest, alles aufzubieten, um den Gefangenen zu befreien, und — wenn es sein mußte — sein eigenes Leben daran zu setzen, oder das Anderer, die sich ihm entgegenzustellen wagten, nicht zu schonen.

Wir wissen bereits, daß François Aubusson in dieser Beziehung nicht allzu gewissenhaft war.

Das nächste, was er that, war daher, daß er der Schaustellung und Mißhandlung des verurtheilten Carbonari folgte, bis derselbe, auf den Tod erschöpft, in den Kerker zurückgebracht wurde.

Nachdem der Einäugige auf solche Weise den Ort erkundet hatte, in welchem Carlo verwahrt wurde, drängte er er sich in eben dem Augenblicke an denselben, als er die Schwelle des Kerkers überschritt, und unter dem Scheine einer Schmähung flüsterte er ihm mit drohend erhobener Faust zu:

„Seien Sie wachsam! — So Gott will setzen wir Sie bald, vielleicht noch heute, in Freiheit!"

Dann eilte er, laut eine Beschimpfnng des Gefangenen aussprechend, nach seiner Wohnung, die Gehülfen, die er zu dem genannten Werke auserseheu hatte, von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen, und mit ihnen den Befreiungsplan zu verabreden.

Diese Gehülfen waren Jean und Salvati, welche noch immer den geheimen Versteck in der Wohnung des Bettlers inne hatten, denn so strenge Wachsamkeit wurde theils von den Polizeiagenten Canosa's, theils von den österreichischen Soldaten geübt, daß es selbst dem listigen Bartolomeo seit den vierzehn Tagen, während welcher die beiden Freunde sich bei ihm verborgen hielten, nicht hatte gelingen wollen, dieselben in Sicherheit zu bringen.

Erst an eben diesen Tage hatte er dazu das Mittel entdeckt, und je gewisser er auf das Gelingen ihrer Flucht rechnen durfte, um desto fester stand auch bei

ihm der Entschluß, Carlo an dieser Flucht Theil nehmen zu lassen, nachdem es gelungen sein würde, denselben aus dem Kerker zu befreien.

Dies war nicht leicht. Nur durch die größte Verwegenheit, gepaart mit List, konnte es gelingen; aber so groß auch die Gefahr für die Theilnehmer war, erklärten sich Salvati und Jean Aubusson ohne Zaudern zur Beihülfe bereit.

Als daher die Nacht angebrochen war, machten sich alle drei auf den Weg nach dem Kerker, in welchem sich Carlo befand.

François, der eine seiner vielen Masken angelegt hatte, spielte die Rolle eines Polizei-Commissairs, die auf der einen Seite jene große Gefahr mit sich brachte, wenn er als ein falscher Diener Canosa's erkannt wurde, auf der andern aber auch durch die allgemein herrschende Furcht vor den Handlangern des Polizeiministers eben so große Sicherheit bot.

Jean, der weniger bekannt war, als Salvati, trug die Uniform eines niederen Polizeidieners, und Salvati, der die größte Gefahr lief, wurde von den beiden anderen als Arrestant transportirt. Die Hände waren ihm scheinbar auf den Rücken gebunden, doch so, daß er sie jeden Augenblick frei machen konnte. Um ihn unkenntlich zu machen, hatte er Stirn und Backe

mit einem Tuche umwunden, und das Blut, mit dem er sich das Angesicht beschmiert hatte, die Leichenblässe seiner Wangen, der matte, taumelnde Gang, mußten allgemein die Vermuthung erwecken, er sei bei dem Widerstande, den er gegen seine Verhaftung geleistet hatte, gefährlich verwundet worden.

Unangehalten, und ohne irgend ein Abenteuer bestanden zu haben, erreichten die drei Verbündeten das Gefängniß.

Dreist zog François an der Hausglocke, und als der Schließer durch das Schlüsselloch in der Thür fragte, wer Einlaß begehre, antwortete der verwegene Bettler barsch:

„Siehst Du das nicht, Tölpel? Wir bringen Dir im Auftrage Seiner Excellenza, des durchlauchtigsten Fürsten Canosa einen neuen Pflegling und Kostgänger.“

Der Name des gefürchteten Polizeiministers wirkte wie ein Zauberspruch. Jedes Mißtrauen verbannend, öffnete der Schließer die Pforte, hinter deren festen Riegeln so mancher Unglückliche schmachtete. Wie hätte er es auch glauben können, daß in ganz Neapel ein Mensch existire, der es wagen würde, den Namen Canosa zu mißbrauchen.

Kaum befanden die drei Freunde sich in dem Innern des Gefängnisses, kaum hatte der Aufseher die Thür

hinter ihnen verschlossen, als sie, der getroffenen Verabredung gemäß, mit solcher Blitzesschnelle über ihn herfielen, daß dem Ueberraschten nicht einmal so viel Zeit blieb, einen Hülferuf auszustoßen, bevor ein großes Pechflaster seinen Mund verschloß und ihm jeden Laut unmöglich machte.

Im Nu wurde er in seine Thürhüterloge gestoßen, seiner Schlüssel beraubt und an Händen und Füßen gebunden.

„In welcher Zelle sitzt der, welcher heute auf der Toledo-Straße mißhandelt wurde?“ fragte François hastig, ohne zu bedenken, daß der Schließer weder durch Worte noch durch Zeichen zu antworten vermochte.

Jean machte ihn darauf aufmerksam und lachend sagte François:

„Das hatte ich meiner Treue vergessen!“

Dann lüftete er das Pechpflaster ein wenig und gebot dem gefangenen Gefängnißwärter mit drohendem Tone:

„Nenne die Nummer, — rasch, und versuchst Du es, die Freiheit, die ich Dir gönne, zu einem lauten Hülferuf zu mißbrauchen, so ist es der letzte Ton, den Du in diesem Leben von Dir gegeben hast.“

Der Schließer mochte wohl erkennen, daß die Drohuug nicht zu verachten sei. Er stieß daher voll Angst hervor:

„Nummer 17!“ und augenblicklich verschloß ihm auch schon wieder das Pflaster den Mund.

„Bleibt Ihr als Wächter dieses Schurken hier zurück,“ rief François nun den beiden Freunden zu. „Ich eile, Carlo zu holen, und das soll mir nicht schwer halten, denn zum Glück bin ich in den Gängen dieses Hauses nicht fremd!“

Er ergriff die Laterne des Schließers und eilte mit dem Schlüsselbunde davon, die beiden Wächter und den Bewachten im Dunkeln zurücklassend.

Schon nach etwa zehn Minuten erschien er wieder. Er stützte Carlo, der so matt war, daß er sich kaum aufrecht halten konnte, nahm den Mantel des Schließers von der Wand, warf ihn dem Befreiten über und ermahnte zum schleunigsten Aufbruch, denn jeden Augenblick konnte irgend ein verhängnißvoller Zufall eine Entdeckung herbeiführen. In der That schien auch eine solche nicht ausbleiben zu sollen, denn erst wenige hundert Schritt waren die falschen Polizeimänner von dem Gefängnisse entfernt, als ihnen ein ächter entgegen trat.

Auf den ersten Blick erkannte er den Betrug, und mit einem gebieterischen „Halt!“ vertrat er den Flüchtlingen den Weg.

Zu deren Glück jedoch, und zu seinem eigenen Unglück, war er allein und im nächsten Augenblicke stürzte er,

von Bartolomeo's nie fehlendem Dolche in das Herz getroffen, in kurzen Todeszuckungen zu Boden.

Ohne weitern Unfall verfolgten hierauf die Flüchtlinge ihren Weg bis zu dem Orte, wo in einer kleinen, versteckten und von dichtem Gebüsch beschatteten Bucht ein kleines Boot, bemannt mit zwei zuverlässigen Leuten, der Befehle Bartolomeo's harrte.

Ungesehen von den Spähern Canosa's waren die beiden Schiffer mit ihrer gebrechlichen Barke nach dieser Bucht gelangt, und unter Begünstigung der Nacht hofften sie auch eben so unbemerkt das offene Meer zu erreichen und dann, wenn auch vielleicht erst nach längerem Kreuzen, die Flüchtlinge da an das Land zu setzen, wo sie selbst es wünschen würden, oder auch an Bord eines fremden Schiffes zu bringen.

Carlo war so erschöpft, daß er sich auf dem Boden der Barke niederlegen mußte, nachdem er von François unter den lebhaftesten Dankesäußerungen Abschied genommen hatte, auch ohne Widerstreben von demselben eine wohlgefüllte Börse angenommen, da man man ihm natürlich bei der Abführung in das Gefängniß kein Geld ließ.

Noch herzlicher war die Trennung des merkwürdigen Bettlers von den beiden anderen Männern und namentlich von seinem Neffen Jean, den er ebenfalls

reichlich mit Geld versorgte, denn François schien aus einer unversieglichen Quelle zu schöpfen, welche, freilich nicht immer durch den lautersten Zufluß, von Bartolomeo stets frischsprudelnd erhalten wurde.

„Jean, mein Sohn," sagte der ältere Aubusson, „wie es dir auch ergehen möge, vergiß es nie, daß Du in Neapel an dem einzigen Bruder deines Vaters einen treuen Freund hast, und wenn es auch nur der elende Bettler Bartolomeo ist, so darfst Du Dich doch darauf verlassen, daß er Dir in manchen Fällen bessern Beistand leisten kann, als viele unserer großen und reichen Herren es vermöchten, besonders in einer Zeit, wie der jetzigen."

„Davon habe ich schon viele Beweise erhalten, mein theurer Oheim," entgegnete Jean mit dem Tone wahrer Dankbarkeit, „und besonders überzeugten mich die letzten Wochen davon; denn ohne Dich hätten alle Fürsten und Grafen des ganzen Landes mich dem Leben nicht erhalten. — Wie wäre unsere jetzige Flucht ohne Deine Hülfe, ohne Deine Bekanntschaften möglich gewesen?"

„So weit ich sie bewirken konnte," sagte François, „habe ich geholfen, weiter müßt Ihr auf Gott und auf diese beiden braven Burschen vertrauen, auf deren Treue Ihr Euch eben so unbedingt verlassen

könnt, wie auf ihren Muth. — Nun aber zögert nicht länger, meine Freunde, denn jede Stunde ist von Wichtigkeit, da Ihr besonders die Nacht benutzen müßt, um Euch möglichst weit von der Küste zu entfernen. Ueberdies fängt die See an hohl zu gehen, und Ihr müßt daher suchen, das Weite zu erreichen, wo Ihr im Falle eines Sturms, tobt er nicht zu arg, in größerer Sicherheit seid, als in der Nähe der Küste."

Die Flüchtlinge folgten ohne Säumen diesem Rathe und nach wenigen Worten des Abschieds glitt die kleine Barke geräuschlos über die Wogen dahin, leicht und flüchtig wie ein Nachtvogel.

Bald schaukelte das gebrechliche Fahrzeug so heftig, daß Jean und Salvati sich nur mit Mühe auf ihren Sitzen erhalten konnten, und sich endlich auf den Rath der Schiffer neben Carlo auf den Boden des Bootes legten.

Bald zeigte es sich, daß die ungestüme Witterung, die sie zu dieser Vorsichtsmaßregel bewog, eine Gunst war, die das Schicksal ihnen gewährte; denn ohne diesen Umstand wären sie verloren gewesen.

Plötzlich wurden die Schiffer, welche das Boot der Flüchtlinge lenkten, von einem anderen Boote angerufen, welches eines der Wachtschiffe, die in der Nähe der Küste kreuzten, ausgesendet hatte. Wären die bei-

den Flüchtlinge auf der Bank sitzen geblieben, so würden sie natürlich bemerkt worden, und dann dem Verdachte nicht entgangen sein. Der leiseste Verdacht aber genügte schon, die Verhaftung unwiderruflich herbeizuführen und einmal in der Gewalt der Behörden, würde nichts sie vor dem Tode zu bewahren vermocht haben.

So aber wurden sie in der Dunkelheit nicht bemerkt, die Schiffer selbst waren den Anrufenden bekannt, und durften daher ungehindert ihre Fahrt fortsetzen. Dies thaten sie ohne weiteres Abenteuer, als daß die Gewalt der Wogen sie zwei Tage und zwei Nächte auf der offenen See umherschleuderte, oft bedroht von der Gefahr, von dem wilden Elemente verschlungen zu werden.

Am dritten Tage endlich legte sich der Wind, der sie trotz seines Ungestüms hülfreich unterstützt hatte, indem er sie ihrem Ziele entgegentrieb, und unter dem Schutze der Dunkelheit stiegen die drei Flüchtlinge in der Nähe der Insel Sirella an das Land.

Mit Dank und reichlicher Belohnung wurden die beiden Schiffer entlassen, und Carlo, der sich während der Fahrt wunderbar erholt hatte, übernahm es jetzt, seine Freunde und Schicksalsgenossen zu dem Asyle zu geleiten, in welchem sie wenigstens für die nächste Zeit gegen Verfolgung gesichert zu sein hoffen durften.

Er kannte das Land genau, denn seine Besitzung lag in dieser Gegend, und wenn auch dadurch für ihn persönlich die Gefahr sich steigerte, da er bei Alt und Jung rings umher bekannt war, so ließ dennoch seine genaue Ortskenntniß ihn hoffen, ungefährdet das Ziel zu erreichen.

Dazu war aber nöthig, daß sie die Stunden der Dunkelheit benutzten, und rüstig schritten daher die drei Männer aus.

Auf kaum betretenen und mitunter sehr mühsamen Pfaden führte Carlo seine Freunde an den Städtchen Diamante und Burevicino vorüber, denn sie durften es nicht wagen, größere Orte zu betreten, und selbst die Dörfer, die auf ihrem Wege lagen, suchten sie zu umgehen.

So gelangten sie gegen Tagesanbruch in die Nähe von St. Donato.

Hier mußten sie in den Schatten eines Waldes, der die immer steiler ansteigenden Höhen bedeckte, einen Versteck suchen, denn Carlo hielt es nicht für rathsam, bei hellem Tageslichte weiter zu ziehen, weniger wegen der Gefahr, augenblicklich angehalten zu werden, als um für den möglichen Fall späterer Nachforschungen keine Spur des von ihnen eingeschlagenen Weges zu hinterlassen.

Auch bedurften die Flüchtlinge in der That einiger Ruhe und Erholung, denn ein mehrstündiger Marsch unter stetem Bergansteigen und auf zum Theil sehr rauhen Pfaden hatte sie fühlbar ermüdet.

Der Tag verfloß ruhig in solcher Einsamkeit, daß die Freunde keinen Menschen zu Gesicht bekamen, und mit der Dämmerung traten sie ihre Wanderung wieder an.

Die Gegend wurde nun immer wilder, immer rauher, der Weg immer steiler, bis sie endlich den Bergkamm erreichten.

Schon war die Nacht angebrochen, als sie die entgegengesetzte Böschung hinabstiegen und zu einem Bache gelangten, der laut rauschend von dem Gipfel des Berges herabstürzte, nnd sich durch das enge Thal dem Sibari entgegenwand, der sich bald nach seiner Vereinigung mit dem Orati in den Meerbusen von Tarent ergießt.

Von der Höhe des jenseitigen Bachufers, an dem die Flüchtlinge hinschritten, schimmerten die Lichter des Städtchens Gigua Formosa herab, ein spärliches Licht auf den ungebahnten Weg werfend, den sie verfolgten, auf dem Carlo aber seine Begleiter mit einer Sicherheit geleitete, als befände er sich am hellen, lichten Tage in seinem Zimmer.

Die Anstrengung des Marsches hatte die Freunde verhindert, mehr als einzelne Worte mit einander zu wechseln; auch gebot die Klugheit das Schweigen, obgleich sie in dieser Abgeschiedenheit, und bei der späten Stunde wohl kaum das Begegnen eines Menschen zu fürchten hatten, ausgenommen etwa eines solchen, der für sich selbst die Begegnung scheuen mußte.

So war Mitternacht beinahe herangekommen, als Carlo plötzlich stehen blieb, und zu seinen Begleitern sich wendend, die willkommenen Worte hören ließ:

„Wir sind am Ziele!“

Wäre ihre Lage nicht so ernst gewesen, dann würden Salvati und Jean geglaubt haben, ihr Freund mache sich einen Scherz mit ihnen; denn wie sie auch ringsumher späheten, konnten sie keine Spur einer menschlichen Wohnung entdecken, und sie geriethen daher auf den Gedanken, Carlo wolle sie in irgend einer Höhle unterbringen.

Hatte er sich doch hartnäckig geweigert, ihnen das Asyl zu nennen, zu dem er sie geleitete.

Ihr Führer ließ sie jedoch nicht lange in Ungewißheit; rechts in eine enge, dicht mit Gebüsch verwachsene Schlucht einbiegend, mußte er mehrmals die Zweige zurückbiegen, um vorwärts kommen zu können, so eng war der Fußpfad, der in den Hintergrund der Schlucht führte.

So waren die Freunde einige hundert Schritte weit gegangen, als sie einen kleinen freien Platz betraten, auf welchem, an die Bergwand gelehnt und zum Theil in dieselbe eingelassen, ein bescheidenes, einstöckiges Häuschen sichtbar wurde.

Die Flüchtlinge mußten einige Stufen hinansteigen, um zu der niedern Thür zu gelangen, an welcher Carlo auf eine eigenthümliche Weise klopfte, so daß sich wohl erkennen ließ, er gäbe ein verabredetes Zeichen.

Anfangs regte sich nichts in dem Häuschen, als er aber das Klopfen etwas lauter wiederholt hatte, hörte man bald darauf rasche Schritte sich der Thür nahen, während zugleich ein Lichtstrahl durch die Ritzen derselben drang. Dann wurden Riegel zurückgezogen und als endlich die Thür sich öffnete, eilte eine Frau, in ein leichtes Nachtgewand gekleidet, ein Licht in der linken Hand haltend, auf die Eintretenden mit dem lauten Rufe zu:

„Mein edler Wohlthäter, Gott sei gelobt, daß das Gerücht gelogen hat, welches Ihren Tod verkündete."

Aber erschrocken trat die Frau zurück, denn es war nicht, wie sie erwartet hatte, Carlo, dem sie sich gegenüber erblickte, sondern Jean Aubusson, welchen Carlo im Augenblicke des Eintretens vorschob.

Der Schreck der Frau war jedoch nur von kurzer

Dauer, denn als der helle Schein des Lichtes auf das Gesicht Jeans fiel, entsank der Leuchter ihrer Hand, sie breitete beide Arme auseinander, und mit dem Freudenrufe:

„Mein theurer Bruder!“ schloß sie Jean in ihre Arme.

„Eugenie! Ist es möglich? Du bist es wirklich?“ stammelte Jean, die Schwester voll Ungestüm an sein Herz drückend.

Carlo hatte das Licht vom Boden aufgerafft, und beleuchtete mit einem Blicke freundlichen Wohlwollens die Gruppe, welche die Geschwister bildeten, die sich seit jahrelanger Trennung durch seine Vermittlung hier so unerwartet wiedergefunden hatten.

IV.

Schwur der Rache und des Hasses.

Carlo gestattete den Geschwistern nur kurze Zeit zu den Aeußerungen der Freude über ihr unverhofftes Wiedersehen, das er sich selbst als beglückende Ueberraschung für Jean und Eugenie vorbereitet hatte, absichtlich gegen den Flüchtling keine Sylbe von dem äußernd, was seiner am Ziele der mühsamen Wanderung wartete. Er hoffte, dadurch die Freude des Bruders sowohl, wie der Schwester, zu erhöhen und seine Absicht war ihm vollkommen gelungen, das bewiesen die funkelnden Blicke der Beiden, das zeigten noch deutlicher ihre Gesichter, aus denen die reinste, innigste Geschwisterliebe sprach.

Als ihre ersten, stürmischsten Gefühle sich geäußert hatten, machte Carlo dem weitern Ergusse derselben ein Ende, indem er sagte:

„Jetzt, meine theuren Freunde, haben wir an Wichtigeres zu denken und Ernsteres zu thun, als uns der Freude zu überlassen. Haben wir auch für den Augenblick hier ein Asyl gefunden, in welchem wir für die nächsten Tage schwerlich etwas fürchten dürfen, so ist es doch nicht rathsam, hier zu lange zu weilen, weil dadurch gar leicht Eugeniens und ihres Kindes so lange mühsam bewahrte Sicherheit gefährdet werden könnte. Deshalb müssen wir darauf bedacht sein, diese Gegend so bald als möglich wieder zu verlassen. — Was mich betrifft, so denke ich nach Sicilien zu gehen, denn wenn uns noch irgendwo Hoffnung blüht, so ist es dort; denn die Sicilianer sind gegen die Bourbons erbittert, weil sie ihnen die so heilig beschworene Constitution von 1812 wieder entzogen haben, und weil die Sicilianer von je her in vielen Dingen nur als Stiefkinder des Hofes von Neapel betrachtet wurden. — Was Ihr zu thun gedenkt, meine Freunde, das muß ich Euch überlassen."

„Wir folgen Deinem Beispiele, Bruder!" riefen wie aus einem Munde Salvati und Aubusson, und der Erstere fügte mit Enthusiasmus hinzu:

„Jeder Hauch meines Lebens ist fortan dem Kampfe für die Freiheit, welche die Constitution uns sichert, und gegen diese meineidigen Bourbons, gerichtet, die

sich nicht scheuen, den schwärzesten Verbrechern Verzeihung angedeihen zu lassen, wenn nur diese Verbrechen gegen die wirklichen oder vermeintlichen Feinde ihres Geschlechtes begangen wurden.

„Francesco," ermahnte Carlo, „Du solltest den Schmerz über den Verlust der Deinigen nicht stets in Deinem Herzen wach rufen, und so Deine Wunden immer auf's Neue wieder öffnen."

„Kann ich anders?" fragte Salvati beinahe heftig. „Kann es eine entsetzlichere Mordthat geben, als die an der ganzen Familie meiner unglücklichen Schwester verübte; — und ist es nicht ein grausamer Spott auf das Begnadigungsrecht der Könige, dieses schönste, heiligste Vorrecht des Thrones, es an so verruchten Mördern zu üben, wie die Ungeheuer waren, welche die Puglis lebendig verbrannten, selbst den ehrwürdigen Greis im Priestergewande nicht verschonend?"

„Ja, Du hast Recht, mein armer Freund," sagte Jean, „und verargen darf man Dir den Haß nicht, den Deine Brust gegen das Königsgeschlecht hegt, dessen gekröntes Oberhaupt unter solchen Umständen das Gnadengebot auszusprechen vermochte."

„Und so glühend ist dieser Haß," rief Salvati in heftiger Aufregung, „daß ich nicht ruhen noch rasten will, bis ich die Theuren gerächt habe, für deren Er-

mordung keine Gerechtigkeit geübt werden sollte, weil der Wille des Königs den Arm des Gesetzes lähmte, so daß das entsetzliche Verbrechen ungestraft geblieben sein würde, hätte nicht die göttliche Gerechtigkeit den Ueberbringer der Begnadigung in meine strafenden Hände geliefert.“

„Deine Rache, Bruder, ist vollkommen gerechtfertigt,“ sagte Carlo; „jetzt aber laß uns an etwas Angenehmeres denken. Das Trübe stürmt ohnehin nur allzuheftig auf uns ein!“

Darauf wendete er sich zu der Schwester Jean's, die dieser noch immer liebevoll mit seinem Arm umschlungen hielt, und sagte mit dem freundlich wohlwollenden Tone eines Beschützers, — und das war er ihr seit Jahren ja gewesen:

„Liebe Eugenie, jetzt muß ich Sie bitten, für Ihre ausgehungerten Gäste als freundliche Wirthin zu sorgen, obgleich ich wohl weiß, daß Ihre Vorräthe nicht groß sein können.“

Eugenie erfüllte geschäftig den Wunsch ihres Wohlthäters, und als die Flüchtlinge sich den Imbiß munden ließen, trat sie mit einem lieblichen Knaben an der Hand zu dem Tische, an welchem sie saßen.

Das Kind zu Jean Aubusson führend, sagte sie: „Küsse deinem Oheim die Hand, Carlo, und

bitte ihn, daß er Dir einst Vater und Führer auf der dornenvollen Bahn des Lebens sei."

Gerührt legte Jean die Hand auf das Haupt des Knaben, indem er sagte:

„Gott sei stets mit Dir, mein geliebtes Kind! — Er verleihe Dir Muth und Ausdauer, das Ziel zu verfolgen, das ich Dir hiermit als die Pflicht Deines Lebens einschärfe!"

Gespannt, beinahe mit dem Ausdrucke der Angst, blickte das Kind in das ernste Gesicht des jungen Mannes, den es jetzt zwar zum ersten Male sah, den es aber durch die Erzählungen und Ermahnungen seiner Mutter bereits kennen, lieben und achten gelernt hatte, so daß es sich ihm zwar mit Vertrauen näherte, doch auch mit scheuer Ehrfurcht.

Er wußte sich die Worte des Oheims nicht zu deuten, den seine innig geliebte und kindlich verehrte Mutter ihm stets als freundlich und liebevoll geschildert hatte, der jetzt aber ernst, beinahe strenge, sich zeigte. Desto besser aber erkannte der ahnende Geist Eugeniens den Sinn der einleitenden Worte ihres Bruders, und indem sie einen ausdrucksvollen Blick auf ihn richtete, sagte sie mit bittendem Tone:

„Jean!"

Doch Aubusson ließ sich dadurch nicht irre machen

in dem, was er für Recht erkannt hatte, und den Knaben freundlich zu sich heranziehend, so daß er ihn zwischen seinen Beinen hielt, nahm er dessen beide kleine Händchen in seine Linke, ließ die Rechte wieder wie segnend auf seinem in natürlichen Locken gekräuselten Haare ruhen, blickte ihm dabei tief und innig in die Augen, und sagte mit feierlich ernstem Ausdrucke:

„Die Pflicht Deines Lebens, Carlo, ist, wenn Du ein Mann geworden sein wirst, ein himmelschreiendes Unrecht zu rächen, welches Deiner Mutter von einem Manne zugefügt worden ist, der alle Gesetze der Ehre und der Religion mit Füßen getreten hat, und vor dessen Verfolgungen, die ihre Freiheit, ihr Leben, vielleicht sogar ihre Ehre, das höchste Gut des Menschen, bedrohen, Deine Mutter nur in diesem abgelegenen Verstecke Sicherheit gefunden hat. — Dieser Mann —"

„Jean!" unterbrach ihn Eugenie mit noch flehenderem Tone als zuvor.

Jean aber schüttelte wie mißbilligend gegen seine Schwester den Kopf und fuhr dann zu dem Knaben gewendet fort:

„Dieser Mann, der Dich des Glückes beraubt hat, jemals Deinen Vater kennen zu lernen, der dadurch an Dir zum fluchwürdigen Verbrecher wurde, ist —"

„Jean! Mein theurer Bruder," rief zum dritten Male Eugenie, die der Gedanke marterte, das eigene Kind zur Rache an dem Vater aufgefordert zu sehen; „bedenke doch —!"

Aber Jean ließ sie nicht ausreden. Streng verweisend fragte er sie:

„Kannst Du deinem Kinde seinen Vater nennen?"

Vor dieser harten, so unmittelbar an sie gerichteten Frage schlug Eugenie verwirrt die Augen zu Boden, indem sie zugleich kaum hörbar hauchte:

„Nein!"

„Wird der Knabe jemals den Urheber seiner Tage mit kindlicher Liebe umarmen, mit Stolz sich seinen Sohn nennen können?"

Abermals lautete die kaum hörbare Antwort Eugeniens: „Nein!"

„Nun wohl," entgegnete Jean fest, beinahe kalt, „dann halte mich auch nicht länger ab, Deinen Sohn mit dem Namen des Mannes bekannt zu machen, der ihn dieser unschätzbaren Wohlthaten beraubte."

Schon war in dem kleinen Carlo der feurige, rachgierige Charakter des Italieners erwacht; das Blut seines Vaters regte sich in ihm, und er rief mit einer Lebhaftigkeit, die bei dem kaum sechsjährigen Knaben überraschend war:

„Nenne mir den Mann, Oheim, der mir den Vater raubte, und ich verspreche Dir, daß ich ihn verfolgen will, wie meinen ärgsten Feind!“

Eugenie schlug bei diesen Worten, von einem Gemisch herzzerreißender Gedanken ergriffen, beide Hände vor das Gesicht, Jean aber rief von dem Eifer des Knaben freudig ergriffen:

„Recht so, mein Sohn! Bewahre diese Gesinnungen und es wird Dir einst noch gelingen, das Glück Deiner Mutter zu begründen! — Nun aber vernimm den Namen dessen, der an Deiner Mutter und an Dir selbst zum Verbrecher geworden ist, und präge ihn Deinem Gedächtnisse so gut ein, daß er nie wieder daraus entschwindet!“

„Nenne ihn mir, mein guter Onkel,“ rief der Knabe, „und ich will ihn gewiß nicht wieder vergessen!“

„Es ist der Fürst Canosa!“ entgegnete Jean Aubusson, und sein Auge funkelte zornig, indem er einen Blick des Mitleids auf seine Schwester warf, welche durch die Ruchlosigkeit dieses Mannes gezwungen worden war, sich wie eine Verbrecherin verborgen zu halten, die seinetwegen ihre schönsten Jahre in steter Furcht vor Verfolgung in tiefer Einsamkeit, in einer Art von Wildniß verleben mußte, und die nur mit Erröthen, mit einem Gefühl der Schaam auf ihren Sohn

blicken konnte; denn so innig auch ihre Mutterliebe zu demselben war, würde sie in der Welt gezwungen gewesen sein, ihn zu verleugnen. Was hätte sie antworten sollen, wenn man sie nach dessen Vater fragte?

Wohl besaß sie als Schutzbrief, als Document ihrer Reinheit, das Zeugniß ihrer Trauung mit dem Signor Albertini; durfte sie aber von diesem Document ohne Scheu und Furcht Gebrauch machen? Denn wer und was war dieser Albertini? Wo lebte er? Wer kannte ihn?

Dies Alles drängte sich dem jungen Aubusson mit neuer, schmerzlicher Gewalt in das Gedächtniß, als er unter so feierlichen Umständen den gehaßten Namen aussprach. Dabei erinnerte er sich daran, daß auch der Verdacht, welcher seinen Vater getroffen hatte und die Ursache von dessen Tod gewesen war, von einer andern Nichtswürdigkeit eben dieses Mannes herrührte, und unwillkürlich ballten sich seine Fäuste, während seine Zähne sich knirschend aufeinander preßten.

Sein ganzes Aussehen war in diesem Augenblicke so drohend, so unheimlich wild, daß es einen tiefen Eindruck auf den kleinen Carlo machte, so daß dieser, zum Manne gereift, es noch nicht vergessen hatte, und dadurch zu mancher Handlung angefeuert wurde; denn

es schien ihm, als stachle das drohende Auge des Oheims ihn an.

„Canosa! Canosa!“ wiederholte der Knabe. „Gewiß, Onkel Jean, ich werde den Namen nie vergessen, und der Haß gegen den Verfolger meiner guten Mutter soll mit mir wachsen!“

„Ach, Jean,“ rief jetzt Eugenie unter Thränen, „Du begehst da ein großes Unrecht, vielleicht sogar eine Sünde, ein Verbrechen; denn es ist ja doch sein —“

„Still!“ unterbrach Jean sie heftig, indem er ihr die Hand auf den Mund drückte. „Laß Deinen Sohn das nie erfahren, was Dir jetzt auf den Lippen schwebte. Eine solche That muß in ewige Nacht begraben bleiben; auch würdest Du durch die Entdeckung das ganze Leben Deines Kindes vergiften.“

Ohne eine Antwort seiner Schwester abzuwarten, wendete Jean sich wieder zu dem Knaben.

„Kind,“ sagte er, „wenn Du einst zum Manne gereift, mit unerbittlicher Strenge den Fürsten Canosa verfolgst, der jetzt als Polizeiminister Neapels mit unmenschlicher Blutgier und Rachsucht wüthet, so daß tausende von Flüchen gegen sein schuldbelastetes Haupt geschleudert werden, dann vergiß nicht, daß er ein beinahe unschädliches giftiges Gewürm sein würde,

hieße nicht der Herrscher, der auf dem Throne Neapels sitzt, alle die Gräuel gut, die das Land in Trauer stürzen und mit Entsetzen erfüllen. — Ihn trifft daher die Verantwortlichkeit für die Thaten der Hölle, die in den letzten Wochen in ganz Neapel verübt wurden und noch fortwährend verübt werden, nicht minder, wie seinen Bevollmächtigten. Schließe daher in Deinen Haß auch diesen Bourbon ein, dessen ganzes Geschlecht seit Jahrhunderten nichts als Unglück über dies schöne aber bedauernswürdige Land gebracht hat. — Ewiger Haß sei daher auch den Bourbon's geschworen!"

Mit feierlichem Tone hatte Jean diese Worte gesprochen, indem er zugleich die Hand drohend in die Höhe streckte.

Carlo und Salvati, welche stumme, aber keineswegs gleichgültige oder theilnahmlose Zuschauer des ganzen Auftrittes gewesen waren, standen bei diesem Schwure von ihren Sitzen auf, erhoben ebenfalls drohend ihre Rechte, und wiederholten: „Ewiger Haß sei den Bourbon's geschworen!"

Dieser Eid und die drohende Haltung der drei Männer hatten etwas so furchtbar Ergreifendes, daß der kleine Carlo ängstlich von der Seite des Oheims flüchtete und sich, wie Schutz suchend, an seine Mutter

schmiegte, während seine Augen sich scheu auf die drei Männer richteten.

Es mochte in der Seele des Kindes in diesem Augenblicke eine Ahnung von all dem Unheil aufdämmern, welches die Erfüllung dieses Schwures im Gefolge haben konnte.

Zugleich aber prägte dieser feierliche Auftritt dem Kindesherzen den Keim eines tiefen Hasses ein, der, wenn die Gelegenheit sich zeigen sollte, früher oder später seine Früchte tragen mußte.

Die Gedanken der Rache und des Hasses, die in der Brust der drei Männer erweckt worden waren, verschwanden jetzt schnell vor der freundlichen Bitte Eugeniens, das Gemüth ihres Kindes nicht weiter durch so finstere Bilder zu erfüllen, sondern ihr die Ereignisse zu erzählen, welche ihren Beschützer der Freiheit zurückgegeben hätten, und ihn, so wie seine Freunde bestimmten, ihr Asyl aufzusuchen.

Jean erfüllte bereitwillig ihren Wunsch, indem er ihr die Begebenheiten schilderte, die wir aus den vorhergehenden Kapiteln kennen lernten.

Eugenie wurde durch das, was sie hörte, von neuer Dankbarkeit gegen François Aubusson erfüllt, der auch ihr schon mehrfache Beweise von der aufopferungsfähigen Liebe gegeben hatte, mit der er

an seiner Familie hing, und Jean forderte sie auf, sich in jeder Verlegenheit oder Noth an den Oheim zu wenden, dessen Hülfe und Beistand sie im Voraus gewiß sein könnte. Er gab ihr zu diesem Zwecke die genaue Addresse des einäugigen Bettlers Bartolomeo, und noch lange unterhielten sie sich über diesen sonderbaren Menschen, der so viele edle, vortreffliche Eigenschaften mit der Gewissenlosigkeit eines in Lastern ergrauten Missethäters vereinigte.

Endlich aber machte das Bedürfniß der Ruhe sich bei den Flüchtlingen gebieterisch geltend, und als die Sonne sich am Horizonte erhob, legten sie sich zum Schlafe nieder, und in dem kleinen versteckten Häuschen herrschte eine so tiefe Stille, daß kein Mensch, welchen der Zufall in dessen Nähe geführt hätte, auf den Gedanken gekommen sein würde, es ruhten unter dem unscheinbaren Dache fünf Proscribirte, und es schwebe über den Häuptern von Dreien derselben das drohend erhobene Schwert des Henkers.

Als die Flüchtlinge sich gestärkt von dem Schlafe erhoben, beriethen sie sofort die Ausführung ihres Planes, nach Sicilien zu gelangen, und als ein Glück durften sie es dabei betrachten, daß der heutige Tag einer von denen war, an welchem, zweimal wöchentlich, ein treuer, zuverlässiger Diener Carlo's schon seit

längerer Zeit Eugenien die geringen Vorräthe an Lebensmitteln brachte, die zu ihrem bescheidenen Unterhalte erforderlich waren, denn sie selbst, so wie ihr Knabe, verließen nie die tiefe Einsamkeit, in der sie Schutz vor den Verfolgungen Canosa's gefunden hatte.

Mit dem Beistande dieses Menschen, der seinem Herrn ganz ergeben war und willig sein Leben für denselben geopfert haben würde, erreichten sie einige Tage später die Küste des Meeres, nachdem sie von Eugenie und dem kleinen Carlo einen rührenden Abschied genommen hatten, der besonders das Herz der beiden Geschwister schwer bedrückte; denn nur zu ungewiß war es, ob sie sich jemals im Leben wiedersehen würden.

Auch wir müssen jetzt den drei Flüchtlingen, mit deren Schicksalen wir uns so lange beschäftigten, Lebewohl sagen.

Ob wir ihnen auf ihren dunklen, dornenvollen Bahnen noch wieder begegnen werden, und unter welchen Umständen dies geschehen wird, vermögen wir jetzt noch selbst nicht zu sagen und nur so viel sei erwähnt, daß sie, zwar verfolgt, aber dennoch glücklich, Siciliens Küste erreichten, und sich hier augenblicklich dem eben ausgebrochenen Aufstande als eifrige Theilnehmer und Beförderer desselben anschlossen.

Eine königliche [illegible]

[illegible]

[illegible] ihre [illegible] des geringen Vorraths als [illegible] wurden, die zu Ihnen beschriebenen Unter- [illegible] werden, denn sie selbst, so wie ihr [illegible] erwählten sich die tiefe Einsamkeit, in der sie [illegible] von den Verfolgungen Canosa's gefunden hatte.

Mit dem Beistande dieses Menschen, der seinem [illegible] ganz ergeben war und willig sein Leben für [illegible] geopfert haben würde, erreichten sie einige Tage später die Küste des Meeres, nachdem sie von [illegible] von dem braven Carlo einen rührenden Abschied genommen hatten, der besonders das Herz der [illegible] tief betrübte, denn nur zu unge- [illegible] ob sie sich jemals im Leben wiedersehen würden.

Auch wir müssen jetzt den drei Flüchtlingen, mit deren Schicksalen wir uns so lange beschäftigten, Lebewohl sagen.

Ob und wann sie ihren dunklen, [illegible] Wohnort nach [illegible] werden, und unter welchen Umständen [illegible], vermögen wir jetzt noch [illegible] zu sagen und nur so viel sei erwähnt, daß sie, zwar [illegible], aber dennoch glücklich, [illegible] Küste erreichten, und sich [illegible] dem edel- [illegible] Auslande [illegible] Theilnehmer und Beförderer desselben aufhielten.

V.

Eine königliche Räuberbande.

Binnen kurzer Zeit wurde der Aufstand in Sicilien unterdrückt, und es kam nun für ganz Neapel eine Zeit tiefer Ruhe, der Ruhe des Grabes und des Todes. Ungehindert verfolgte der Fürst von Canosa die Erlaubniß seines königlichen Gebieters, nach Belieben zu wüthen. Während die Patrioten und Alle, die nur den geringsten Antheil an dem kurzen constitutionellen Leben Neapels genommen hatten, auf dem Blutgerüste endeten, in den Kerkern schmachteten, oder in dem Auslande eine bessere Zeit ersehnten, herrschte in dem ganzen Lande die ungeheuerste Polizeiwillkür. Wer nicht unbedingter Anhänger des absoluten Königthums war, stand täglich in Gefahr, auf die Anklage des gemeinsten Menschen oder eines verächtlichen persönlichen Feindes

Vermögen, Freiheit und Leben einzubüßen. So vergingen Jahre, und der Zustand im ganzen Reiche wurde ein unbeschreiblich beklagenswerther. Nicht nur die Polizei selbst machte das Land unsicher, sondern namentlich auch ein von ihr mit am lebhaftesten verfolgter Theil der Bevölkerung: Räuberbanden, groß und klein. Sie durchzogen in allen Richtungen das Land, besonders aber waren die gebirgigen Gegenden der Schauplatz ihrer Thaten, und bald überstieg ihre Frechheit alle Grenzen, denn die Schwäche der Regierung war so groß, daß sie den Räubern keinen Einhalt zu thun vermochte. Nur der bessere Theil der Bevölkerung indeß hatte von den Verfolgungen der Polizei zu fürchten, denn noch immer konnte der Fürst Canosa keine Befriedigung seiner Rachgier finden; die ärmern Einwohner wurden von ihm in Ruhe gelassen, weil durch ihre Einkerkerung, ihre Hinrichtung, ihre Landesverweisung für den Fürsten und seine Anhänger, seine Creaturen, kein Gewinn zu erlangen war.

Wie der Chef der Polizei, so machten es auch die meisten Führer der Räuberbanden, unter denen sich Verdarelli, der Bruder jenes Pietro Verdarelli, den wir zu Anfang unserer Erzählung während der Excesse in Capua kennen lernten, durch Kühnheit und Verwegenheit besonders auszeichnete. Pietro und

seine Geliebte Betsy, die ihre glänzende Rolle in Neapel ausgespielt hatten, schlossen sich der Bande des Oberhauptes der Familie an, und die edle Engländerin war bald so ganz an das Räuberleben gewöhnt, daß sie, selbst wenn ihr eine bessere Existenz geboten worden wäre, sich schwerlich wieder von ihrem Geliebten getrennt haben würde. Sie hatte es gelernt, dessen zahlreiche Beweise der Untreue zu übersehen, und war als Spionin und Zubringerin ein wichtiges, nützliches und geachtetes Mitglied der Bande geworden.

Diese setzte ganz Neapel in Schrecken, denn mit unglaublicher Schnelligkeit brachen die Verdarelli's — sämmtliche Mitglieder waren entweder Verwandte des Hauptmanns, die wirklich seinen Namen führten, oder sie hatten denselben, stolz auf den Ruhm ihres Chefs, angenommen — bald hier, bald dort, und oft in großer Entfernung von dem Schauplatz ihrer letzten That, hervor.

Alle waren beritten, besaßen Thiere von ausgezeichneter Schönheit und Schnelligkeit, und der Hauptmann wußte List mit Thätigkeit und Kühnheit zu vereinigen, wurde dabei auch von dem Landvolke, welches von ihm nicht zu leiden hatte, dagegen aber Wohlthaten mancher Art empfing, durch Warnungen und Benachrichtigungen unterstützt.

Der Uebermuth Verdarelli's wurde endlich so

groß, und die Klagen vieler Vornehmen, und unter diesen manches Anhängers des Königs, manches Freundes Canosa's selbst, so laut, daß der Fürst beschloß, diesem Räuberwesen ein Ziel zu setzen.

Doch nicht auf gleiche Weise konnte und sollte es geschehen, wie in andern Ländern, in welchen die Regierung Macht mit gutem Willen vereinigt und das Recht hochachtet.

Wohl machte Canosa anfangs einige Versuche, sich der Verdarelli's zu bemächtigen, allein sie scheiterten, und die in größerer Menge gegen die Räuberbanden ausgesandten Truppen fanden in der ihnen bezeichneten Gegend entweder keine Spur der Räuber, oder sie wurden von denselben in die Flucht geschlagen.

Doch Fürst Canosa war nicht der Mann dazu, sich so leicht entmuthigen zu lassen. Wo die Gewalt nicht helfen konnte, da mußten andere Mittel zu Hülfe genommen werden, und wären es auch solche gewesen, durch welche jede andere Polizeiverwaltung sich mit ewiger Schmach bedeckt gefühlt haben würde.

In einem Thale bei Potenza lagerte eines Tages die Bande Verdarelli's. Er selbst mit den Führern zechte in einer Felshöhle, während in geringer Entfernung von derselben die Pferde auf einem freien Platze weideten, andere Mitglieder der Bande um

kürzlich eroberte Beute spielten und P i e t r o V e r d a- r e l l i als Posten in einer engen Schlucht stand, welche den einzigen leicht zugänglichen Weg zu dem Lager- platze der Räuber bildete.

P i e t r o saß auf einem Felsblocke, die Augen auf den Pfad gerichtet, auf welchem man sich seinem Posten nähern konnte; B e t s y lag zu seinen Füßen und reichte ihm dann und wann die Flasche, aus der er sich gütlich that.

Plötzlich sprang er auf, griff zu seiner Büchse, schlug an und rief einem Manne, der dreist auf dem Pfade dahergeschritten kam, welchen er überwachte, ein donnerndes „Halt!“ zu.

„Setze Deine Waffe ab, Freund!“ rief der Fremde ihm zu; „ich komme nicht in feindlicher Absicht, wie Du schon daraus entnehmen kannst, daß ich mich am hellen Tage und offen Eurem Lager nähere. Ich bin gesendet von dem Fürsten C a n o s a, um mit Eurem Hauptmann, dem tapfern V e r d a r e l l i, zu sprechen.“

„Lege Deine Waffen von Dir;“ gebot P i e t r o, „und ich will Deinem Nahen kein Hinderniß weiter entgegensetzen.“

Der Fremde gehorchte dieser Aufforderung; er legte die Pistolen und den Dolch, welche in seinem Gürtel steckten, am Wege nieder und ging dann dreisten Schrittes auf den Räuberposten zu.

Als er zu Pietro kam, maß dieser ihn vom Kopf bis zu den Füßen mit durchdringendem Blicke; er glaubte in dem Abgeordneten des Fürsten, welcher schon so oft mit Räubern Gemeinschaft geschlossen hatte, und mit dem auch Pietro selbst, wie wir dies zu Anfang des ersten Bandes sahen, einst auf der Insel Ponza ein freundschaftliches Abkommen getroffen hatte, einen ältern Bekannten zu entdecken, allein er irrte sich. Noch nie hatte er denselben früher gesehen, obwohl er in Neapel wohl bekannt war und auch unsern Lesern noch im Gedächtniß sein wird, da er zu den gefügigsten Dienern, zu den eifrigsten Angebern Canosa's gehörte, als dieser aus der Verbannung nach dem Sturze der Constitution zurückgekehrt war. Der Name Avitoja war zu allgemein bekannt, zu allgemein verhaßt, um von irgend Einem, der ihn jemals gehört hatte, wieder vergessen zu werden.

„Betsy, mein Kind," sagte Pietro, nachdem er den Boten geprüft hatte, „führe den Herrn zu dem Hauptmann, gieb aber während des Weges wohl acht, daß er nicht irgend einen Streich gegen uns ausführt."

„Ohne Furcht," sagte Avitoja, welcher diese nur halb leise geflüsterten Worte verstanden hatte. „Ich sagte Euch bereits, daß ich nicht als Verräther komme,

sondern als Abgeordneter des Fürsten Canosa, und von diesem habt Ihr nichts zu fürchten."

„Das kann wohl sein," sagte Pietro spöttisch; „allein wer den Fürsten so gut kennt, wie ich, der ich längere Zeit sein Kamerad bei einer gemeinschaftlichen Unternehmung war, der thut doch immer gut, die Vorsicht nicht aus den Augen zu setzen."

Avitoja, welcher nicht wußte, auf was für ein Ereigniß Pietro Verdarelli anspielte, richtete auf den Räuber einen drohenden Blick, den dieser mit einem geringschätzigen Achselzucken beantwortete, und schritt dann an der Seite Betsy's hin der Höhle zu, in welcher er den Hauptmann Verdarelli traf.

Mit nicht geringer Verwunderung vernahm dieser den Antrag, den das Oberhaupt der Polizei des Königreichs Neapel ihm durch einen eignen Abgeordneten stellen ließ, und der in nichts Geringerem bestand, als daß Verdarelli mit seiner ganzen Bande in königlichen Dienst treten, dagegen aber die Verpflichtung übernehmen sollte, die andern Räuberbanden, welche in verschiedenen Provinzen des Reichs ihr Wesen oder vielmehr ihr Unwesen trieben, mit seinen Leuten zu vernichten.

Argwöhnisch vernahm der Räuberhauptmann einen solchen Antrag, allein er erinnerte sich, daß die neapo-

litanische Regierung auch schon früher zu ähnlichen Mitteln gegriffen hatte, sich ihrer Feinde, deren sie auf anderem Wege nicht habhaft werden konnte, zu entledigen. Die Namen Fra Diavolo, Ronga, und andere fielen ihm ein, und so wurde nach kurzem Hin- und Herreden der folgende merkwürdige Vertrag abgeschlossen, der als ein Denkmal ewiger Schmach und Schande in den Regierungsannalen der Geschichte Neapels verzeichnet steht.

Artikel 1. Den Verbrechen Verdarelli's und seiner Gefährten wird Verzeihung und Vergessenheit bewilligt.

Artikel 2. Die Comitia (Räuberbande) wird in eine Squadriglia di armigeri (Abtheilung Gendarmen) verwandelt.

Artikel 3. Der Sold des Chefs Gaetano Verdarelli wird 90 Dukati monatlich betragen, jedes der drei Unterbefehlshaber 45 Dukati, jedes Gemeinen 30 Dukati. Der Sold wird jeden Monat vorausbezahlt.

(Dies war der Sold, welchen die Obersten und Hauptleute der Linientruppen erhielten.)

Artikel 4. Die genannte Truppe wird dem Könige in die Hand eines königlichen Commissars den Eid der Treue leisten; sie wird den Generalen gehor-

chen, welche in den Provinzen befehlen, und wird bestimmt sein, die öffentlichen Verbrecher an allen Orten des Königreichs zu verfolgen.

Neapel, den 6. Juli 182—. *)

Dieser Vertrag, welchen Avitoja, in der festen Voraussetzung der Annahme, in einem doppelten Exemplare von dem Fürsten Canosa unterzeichnet, mitgebracht hatte, wurde zwischen dem bisherigen Räuberhauptmann, nunmehrigen königlich neapolitanischen Obersten, und dem Bevollmächtigten des Ministeriums ausgetauscht, und als dies geschehen war, legitimirte sich Avitoja durch ein Ministerial-Dekret als der königliche Commissar, in dessen Hand die Bande den durch Artikel 4 des oben angegebenen Vertrages den geforderten Eid der Treue gegen den König leisten sollte.

Der Treueschwur wurde abgelegt, und als darauf Avitoja sich nach einer reichlichen Bewirthung entfernt hatte, versammelte Gaetano Verdarelli seine Leute um sich, und sagte mit einer Würde, die unter den obwaltenden Umständen eben so anmaßend als lächerlich war:

„Meine geliebten Freunde! Hochgeehrte Kameraden!

---

*) Der Vertrag ist buchstäblich getreu und nur das Jahr des Abschlusses nicht normirt.

„Wie Ihr so eben vernommen habt, genießen wir jetzt der Ehre, in königlichem Solde zu stehen. Ich hoffe, Ihr werdet eine solche Auszeichnung zu würdigen und ihr Ehre zu machen wissen.

„Zwar ist es nicht das erste Mal, daß die Anführer von Freischaaren, gleich der unsrigen, welche, wie wir uns nicht verhehlen dürfen, vielfältig mit dem Namen von Räuberbanden bezeichnet wurden, Patente als königliche Offiziere erhielten, und ich erinnere Euch nur an den berühmten Fra Diavolo, der sogar zum General erhoben wurde, während man mir vorläufig nur den Rang eines Obersten gewährt hat. Aber ich denke mit Gottes Hülfe und durch Euren tapfern Beistand bald ebenfalls diese höhere militärische Stufe zu erreichen, und so lasset uns denn ohne Zögern an das Werk gehen, damit ein gutes Theil desselben schon verrichtet ist, ehe der Vertrag bekannt wird, den wir mit der Regierung des Königs abgeschlossen haben.

„Es lebe der König! Tod allen Räubern!“

„Und nun auf, zu Pferde!“

„Es lebe der König! Tod allen Räubern!“ brüllte die Bande ihrem Führer nach.

Dann eilten Alle zu ihren raschen Rossen, und nach wenigen Minuten herrschte tiefe Stille in dem Felsthale von Potenza, und die königliche Truppe sprengte mit

verhängtem Zügel dahin, die eingegangene Pflicht durch eine erste Heldenthat zu erfüllen, die in dem plötzlichen Ueberfalle einer ihnen bisher verbrüderten Bande bestand, welche sich natürlich von der Annäherung der Verdarelli's nichts Uebles versah.

VI.

Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan.

Das neapolitanische Ministerium hatte sich an den rechten Mann gewendet, indem es dem bekannten Grundsatze einer religiösen Brüderschaft huldigte: Der Zweck heiligt die Mittel.

Mit unglaublicher Thätigkeit kam Gaetano Verdarelli dem ihm ertheilten Auftrage nach.

Was alle Anstrengungen der Regierung, der zahlreiche Streitkräfte zu Gebote standen, in vielen Monaten nicht vermocht hatten, das vollbrachte binnen verhältnißmäßig unglaublich kurzer Zeit der neue Oberst Verdarelli an der Spitze einer Hand voll kühner Gesellen.

Bald waren die Räuber, welche bisher die Capitanata in Angst und Schrecken versetzt hatten, bis auf

den letzten Mann vertilgt und die Verdarelli's, deren Name jetzt unter den andern Räubern eben so gefürchtet war, wie bisher bei den friedlichen Einwohnern, dehnten ihre Streifzüge bereits bis in andere Provinzen aus.

„Ich dächte," sagte um diese Zeit eines Tages Pietro Verdarelli zu seinem Bruder Gaetano, „ich dächte, die Regierung hätte alle Ursache, mit uns zufrieden zu sein. Wir haben gewiß eine ausgezeichnete Belohnung verdient, und ich begreife daher nicht, weshalb Du fortwährend eine so ängstliche Vorsicht beobachtest, als wären wir von Feinden umringt und nie den ehrenvollen Einladungen folgst, die an uns von verschiedenen Städten ergehen."

„O du unschuldiges Kind," entgegnete Gaetano spöttisch. „Wohl hat die Regierung alle Ursache, mit unseren Diensten zufrieden zu sein; wohl verdienten wir dafür eine glänzende Belohnung. Aber eben deshalb halte ich die Vorsichtsmaßregeln für dringend geboten, und ich sage Dir offen, daß ich gern eine Gelegenheit ergreifen werde, um für einige Zeit, vielleicht sogar für immer, in das Ausland zu reisen."

„Wie so das?" fragte Pietro verwundert.

„Das will ich Dir sagen," entgegnete Gaetano. „Die besten Dienste haben wir geleistet; was noch zu

thun bleibt, das glaubt die Regierung wahrscheinlich auch ohne uns vollbringen zu können. Ueberdies ist der Vertrag, den sie mit uns geschlossen hat, von dem Lande selbst, noch mehr aber von dem Auslande, als eine unvertilgbare Schande verschrieen worden. Ich zweifle daher nicht, ja, ich bin sogar durch meine Späher davon überzeugt, daß die Regierung darauf sinnt, uns los zu werden, und daß sie die Schmach des Vertrages mit uns durch Verrath an uns auslöschen zu können meint."

„Hm! Hm!" sagte Pietro sinnend, „Du magst nicht Unrecht haben, Bruder. Ich halte diesen Canosa zu jedem Schurkenstreiche für fähig und sehe jetzt ein, daß Deine Vorkehrungen zu unser Aller Sicherheit nicht den Argwohn, die Spötteleien verdienen, zu denen sie bisher oft Veranlassung gegeben haben, sondern nur unsern aufrichtigen Dank! Ich gebe Dir daher auch das Versprechen, daß ich von jetzt an meinen ganzen Einfluß bei der Squadriglia aufbieten werde, um diese Ansicht zu verbreiten."

„Daran wirst Du wohl thun, Pietro!" sagte Gaetano, und reichte seinem Bruder die Hand.

„Wie aber können wir uns den tückischen Verfolgungen entziehen?" fragte Pietro. „Wo finden wir eine Sicherheit dagegen?"

„Einigen Schutz gegen den wahrschenilich beabsichtigten Verrath,“ sagte Gaetano, „können wir dadurch finden, daß wir nie in den Städten übernachten, — wenigstens nicht in einzelnen Häusern derselben; — daß wir beständig so auf unserer Hut sind, wie der Soldat im Felde; — daß wir unsern Aufenthaltsort beständig wechseln, nie länger als eine Nacht, höchstens zwei Nächte hintereinander, irgendwo zubringen, — daß wir jederzeit das strengste Schweigen darüber beobachten, wohin wir uns zunächst wenden wollen. — Doch das ist meine Sache, und in dieser Beziehung haben wir daher nichts zu fürchten. — In voller Sicherheit aber glaube ich, sind wir nur in Ururi, dem Dir bekannten Dorfe in Apulien. Viele Bewohner dieses Ortes sind uns verwandt, die Mehrzahl der übrigen befreundet, und wenn der kleine noch bleibende Rest die Absicht haben sollte, einen Verrath der Regierung gegen uns zu begünstigen, so würden wir gewiß durch unsere Verwandten und Freunde schnell genug davon benachrichtigt werden, um uns gegen die drohende Gefahr schützen zu können. — Ueberdies hat Ururi eine sehr günstige Lage, und ich beabsichtige deshalb in den nächsten Tagen dorthin zu gehen, um uns von den vielen Strapatzen der letzten Züge auszuruhen.“

„In der That bedürfen unsere Leute, besonders aber

unsere Pferde, der Ruhe," stimmte Pietro bei. „Die Märsche der letzten Tage waren für Menschen und Vieh gleich anstrengend."

„Deshalb beabsichtige ich auch noch heute nach Ururi abzureisen, sobald die Pferde gefüttert sind," sagte Gaetano. „Dort sind wir einige Tage in Sicherheit, und es wird sich dann finden, was weiter zu geschehen hat."

Die Absicht Verdarelli's wurde mit der ihm eigenen Schnelligkeit ausgeführt, und zwei Tage darauf lagerte die ganze Bande, oder vielmehr, wie man die Räuber in königlicher Uniform jetzt nennen mußte, die Gendarmerie-Brigade, auf dem Platze in Ururi; denn selbst hier beobachtete Gaetano die Vorsicht, seine Leute nicht vereinzelt in den Häusern schlafen zu lassen, so befreundet ihnen auch die meisten Einwohner waren.

Er hatte guten Grund zu dieser Vorsicht; denn während die Verdarelli's auf dem Platze lustig und guter Dinge waren, mit den Frauen und Mädchen aus dem Dorfe, die sich unter sie gemischt hatten, schäkerten und lachten, waren in einem der zunächstliegenden Häuser mehrere Männer mit finsteren Gesichtern versammelt, welche Böses gegen die Verdarelli's im Schilde zu führen schienen.

Sie sprachen heftig, doch leise, mit einander, schossen zuweilen wilde Blicke durch die verhüllten Fenster auf den Platz, und die an den Wänden stehenden Büchsen verriethen irgend eine feindliche Absicht.

Einer der Männer war bemüht, die Zweifel zu beseitigen, welche die Uebrigen noch zu hegen schienen.

„Ihr dürft meiner Versicherung glauben," sagte er eifrig, auf einen ihm gemachten Einwurf antwortend, „daß wir von der Regierung nichts zu fürchten, sondern weit eher eine Belohnung zu erwarten haben. — Ich weiß das aus dem Munde des General Amato selbst."

„Du handelst nur aus Rache, Paolo," entgegnete einer der Andern. „Die Verdarelli's sind tapfer, und wir sollten es ihnen danken, daß sie uns von den Räubern befreit haben."

„Sind sie etwas Anderes?" rief Paolo heftig. „Immerhin aber gebe ich zu, daß ich von Rache gegen die Bande erfüllt bin. Oder soll ich es etwa geduldig wie ein Lamm hinnehmen, daß sie meine arme Schwester raubten und ihr Gewalt anthaten, bis sie unter ihren Mißhandlungen die Seele aushauchte? — Ja," fuhr er in gesteigerter Heftigkeit fort, „ich habe geschworen, den Fluch der Rache zu erfüllen, den meine sterbende Schwester gegen die Räuber ihrer Ehre und ihres Lebens

ausstieß, und nicht eher werde ich ruhen oder rasten, bis ich meinen Eid hielt."

„Das magst Du, Paolo," sagte der, welcher schon zuvor gesprochen hatte, „und wir haben Dir unsern Beistand zugesagt. Aber Thorheit wäre es, unser Leben muthwillig zu opfern. Wir müssen eine günstigere Gelegenheit abwarten."

„Eine günstigere Gelegenheit?" lachte Paolo höhnisch. „Wo sollte sich die bieten? — Dort sind die Verdarelli's im Bereiche unserer sichern Kugeln. Sollten sie, nachdem wir auf sie Feuer gegeben haben, einen Angriff auf unser Haus machen, so wißt Ihr, daß die Zugänge zu demselben verrammelt sind, und daß im Garten für uns die Pferde bereit stehen, die unsere Flucht sichern. — Ich glaube aber nicht, daß wir einen Angriff zu befürchten haben, denn sie werden durch unser Feuer und den Tod ihres Hauptmanns so überrascht sein, daß sie selbst gewiß nur auf ihre Sicherheit bedacht sind, da sie vermuthen werden, daß unsere Anzahl viel größer ist."

„Du magst Recht haben, Paolo," sagte einer der Verschworenen; — „aber —"

„Ich bin Eures ewigen Zögerns müde," rief Paolo aufgebracht, und sprang nach seiner Büchse. „Wollt Ihr mir nicht beistehen, so strecke ich allein Gaetano

nieder, und die Folgen sind dann für Euch schlimmer, als wenn jeder Eurer Schüsse zugleich noch einen der übrigen Räuber tödtet."

Er schob den Vorhang des Fensters ein wenig zur Seite, suchte Gaetano Verdarelli mit den Blicken und legte dann auf ihn an.

„Halt!" riefen in diesem Augenblicke die Uebrigen, die sich flüchtig berathen hatten. „Wir sind mit dabei!"

„Nun, dann nehme jeder seinen Mann, damit kein Schuß unnütz fällt," gebot Paolo. „Gaetano ist für mich!"

„Ich nehme Pietro!" rief einer der Andern.

Nachdem Jeder sich so über das Ziel seines Schusses ausgesprochen hatte, wurden rasch die Vorhänge zurückgezogen, die Büchsen an die Schultern gerissen, und Paolo kommandirte: „Feuer!"

In eben diesem Augenblicke sah Betsy, welche neben ihrem Pietro stand, zufällig nach dem Fenster, hinter welchem die Mündungen der Todeswaffen auf die Räuber gerichtet waren. Sie stieß einen lauten Angstschrei aus und riß ihren Geliebten mit einer raschen Bewegung halb hinter sich.

In eben dem Moment krachten die Schüsse und Gaetano, die beiden ersten Führer nach ihm, und

noch sechs der Räuber wälzten sich auf den Tod getroffen in ihrem Blute.

Von Allen, die zum Ziele genommen wurden, blieb nur Pietro allein am Leben. Die ihm bestimmte Kugel hatte die Brust Betsy's durchbohrt, die zu seinen Füßen hingestreckt lag, das brechende Auge noch mit dem Ausdrucke der Liebe auf ihn gerichtet.

„Flieh, Pietro! Flieh!" röchelte sie sterbend und sank dann todt zurück.

„Verrath! Verrath!" schrieen während dessen die Räuber und stürzten in wilder Verwirrung nach ihren Pferden.

Pietro gedachte der Worte, welche sein Bruder ihm kurz zuvor von den tückischen Absichten der Regierung gesagt hatte. Er hielt daher die ungesehenen Feinde, die aus dem sichern Hinterhalt gefeuert hatten, für viel zahlreicher, als sie wirklich waren und schloß sich der Flucht seiner Kameraden an, nachdem er noch einen Abschiedskuß auf die erkaltende Stirn seiner Geliebten, seiner Lebensretterin, gedrückt hatte.

„Sagte ich Euch nicht, daß sie nicht Stich halten werden?" rief Paolo triumphirend, als die am Leben gebliebenen Verdarelli's davon sprengten, ohne nur einen Blick zurückzuwerfen.

Dann schwang er sich zum Fenster hinaus, und stürzte

wie ein Wahnsinniger auf Gaetano Verdarelli zu, der in den letzten Todeszuckungen lag.

Mit der Wuth eines Cannibalen fing er mit beiden Händen das strömende Blut des Sterbenden auf, wusch sich damit die Hände, beschmierte das Gesicht Gaetano's und rief, die blutigen Hände hoch erhebend, so daß alle Umstehenden sie sehen konnten:

„Ich habe die Schande meiner Schwester in dem Blute ihres Verführers abgewaschen!“

VII.

Sieg durch Verrath.

Laut beschuldigten die entflohenen Verdarelli's die Regierung, den an ihnen in Ururi verübten Mordanfall angestiftet zu haben, und diese Anklage fand viel Glauben, denn man traute im Volke dem Ministerium Thaten der Art wohl zu.

Der Argwohn der königlichen Gendarmerie-Räuber oder Räubergendarmen mochte auch nicht ganz unbegründet sein; allein hatte Paolo wirklich, wie er dies gegen seine Genossen andeutete, in höherem Auftrage, oder wenigstens mit höherer Genehmigung gehandelt, so war doch jedenfalls die Absicht durch nur theilweise Vernichtung der Verdarelli's nicht erreicht worden.

Darum versprach die Regierung, deren Seele in dieser Richtung der Fürst Canosa noch immer war,

die That an den Mördern zu bestrafen und verordnete deshalb die Verfolgung derselben.

Zugleich ließ der General Amato, welcher in Apulien commandirte, den Entflohenen, welche den Namen der Verdarelli als gemeinschaftliches Eigenthum beibehielten, die briefliche Versicherung zukommen, der Vertrag vom 6. Juli bestände noch immer zu Recht und sie sollten daher einen neuen Führer wählen, der dann an der Stelle des ermordeten Gaetano bestätigt werden würde.

Die Neununddreißig, welche von der Bande übrig geblieben und durch den Mordanfall bestürzt und eingeschüchtert waren, stritten darüber, ob der Aufforderung des General Amato zu trauen sei, oder nicht.

Als jedoch eine Abtheilung Soldaten nach Ururi kam, und einige der Mörder — die übrigen waren entflohen — gefangen mit sich fortführte; als gegen diese der Prozeß eingeleitet wurde, und es den Anschein gewann, als wolle man mit aller Strenge gegen sie verfahren; da entschied sich die Mehrzahl dafür, der Aufforderung der Regierung nachzukommen und einen neuen Führer zu wählen.

Die Hoffnung, daß ihnen dieser einträgliche Posten zufallen würde, mochte die meisten bestechen, denn nur Acht weigerten sich, der an sie ergangenen Aufforderung

zu folgen. Die übrigen Einunddreißig begaben sich an dem bestimmten Tage nach der Stadt Foggia, wo über sie Musterung gehalten und dann die Wahl vorgenommen werden sollte.

Es war ein Festtag, an welchem die Verdarelli, ein stattlicher Trupp, dessen Mannschaften und Pferde an Schönheit wetteiferten, unter dem lauten Rufe: „Es lebe der König!" ihren Einzug in Foggia hielten.

Eine zahlreiche Volksmenge begleitete sie zu dem Platze, auf welchem die Musterung Statt finden sollte, und der auch schon mit vielen Menschen angefüllt war.

Der General Amato stand auf dem Balkon eines der Häuser des Platzes, und gab mit freundlichem Lächeln und Kopfnicken seinen Beifall an der eigenthümlichen Gendarmerie zu erkennen, die sich auf ihre Art, wenn auch nicht eben sehr militärisch, doch auf stattliche Weise festlich herausgeputzt hatte.

Der General blieb oben auf dem Balkon stehen, schickte aber den Oberst Sivo hinab auf den Platz, um die Musterung vorzunehmen.

Der Oberst ging an der Front der in Reihe und Glied aufgestellten Einunddreißig entlang, lobte die Schönheit nnd Haltung der Männer und der Pferde, that einige Fragen und schrieb die empfangenen Antworten in seine Brieftasche.

Der General unterhielt sich vom Balkon herab ebenfalls mit den Verdarelli's, und rief dann den Oberst Sivo zu sich hinauf.

Die Verdarelli's glaubten, es werde nun die Wahl der Führer vorgenommen werden, und obgleich seit dem Beginn der Musterung beinahe zwei Stunden verflossen waren, wurden sie weder ungeduldig noch argwöhnisch, sondern erwarteten ruhig, Jeder bei seinem Pferde stehend, den Ausgang.

Dieser sollte für sie sehr traurig sein, denn während der Musterung hatten zahlreiche königliche Truppen, sorgfältig jedes Geräusch vermeidend, alle Straßen besetzt, die zu dem Platze führten.

Als der General Amato die Meldung empfing, daß die befohlenen Anordnungen getroffen seien, gab er das verabredete Zeichen, indem er die Mütze vom Kopfe nahm und in die Höhe hob.

Sogleich rückten die Truppen von allen Seiten auf den Platz, und der Anführer derselben herrschte den Verdarelli's zu:

„Ergebt Euch!"

Schreiend entfloh die Menge, von Todesfurcht erfaßt. Es entstand ein furchtbares Gedränge und viele der Verdarelli's benutzten die erste Verwirrung, um

sich auf ihre Pferde zu schwingen und sich wo möglich einen Weg zur Flucht zu bahnen.

Da ertönte das Commando: „Feuer!" und neun der Räuber stürzten todt zu Boden. Pietro und noch einem der Bande gelang es, die Reihen der Soldaten zu durchbrechen und zu entfliehen.

Die Zwanzig, welche sich noch lebend auf dem Platze befanden, waren von ihren Pferden abgedrängt worden. Sie sahen sich, zu Fuß, wie sie waren, durch die Masse der Soldaten jeden Weg zur Flucht abgeschnitten, aber weit entfernt, dem wiederholten Rufe, sich zu ergeben, Folge zu leisten, waren sie nur darauf bedacht, ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen.

Sie warfen sich daher in ein großes altes und unbewohntes Gebäude, das unmittelbar hinter ihnen lag, und das sie in aller Eile verrammelten, so gut es gehen wollte.

Zögernd standen die Soldaten vor dem Hause.

Der Ruf ausgezeichneter Tapferkeit, den die Verdarelli's sich bei mancher Gelegenheit errungen und bewährt hatten, so wie die Gewißheit, daß sie hier durch Verzweiflung zu einem wüthenden Kampfe getrieben werden mußten, erfüllten die Krieger mit Furcht für ihr eigenes Leben, zumal bei einem Gefechte der Art, wie es ihnen bevorstand, nicht viel Ruhm zu gewinnen war.

Der Befehl ihres Vorgesetzten trieb endlich die zaghaften Söhne des Mars vorwärts. Sie drangen in das Haus ein, und durchsuchten dasselbe, entdeckten aber eben so wenig die Verdarelli's selbst, als ein Zeichen, daß dieselben entkommen waren.

Verwundert und überlegend, was unter solchen Umständen zu thun sei, standen Offiziere und Soldaten auf dem Hofe, als aus einem Kellerloche ein Schuß fiel, ohne Jemand zu treffen.

Jetzt waren also die Räuber entdeckt. Sie steckten ohne Zweifel in dem Keller!

Um sich davon zu überzeugen, blickte ein Soldat durch die Oeffnung hinab, aber er mußte seine Neugier mit dem Leben bezahlen, denn ein zweiter Schuß streckte ihn todt nieder.

Gewarnt durch dieses Ereigniß, holten die Soldaten eine Menge Brennstoffe herbei und warfen sie angezündet in den Keller hinab.

Dann lauschten sie.

Es waren keine Klagelaute zu vernehmen, aber Feuer und Rauch nahmen in solchem Grade zu, daß an dem baldigen Untergange der Verdarelli's nicht zu zweifeln war.

Plötzlich fielen unmittelbar nach einander zwei Schüsse.

Zwei Brüder waren es, welche bisher den Muth der Uebrigen aufrecht erhalten hatten, endlich aber, keine Möglichkeit der Rettung mehr erblickend, sich nach einer letzten brüderlichen Umarmung gegenseitig den Tod gaben.

Als sie gefallen waren, baten die Ueberlebenden um Gnade. Es wurden darauf siebzehn, zum Theil durch Brandwunden schwer verletzt, gefangen genommen, der Achtzehnte aber verbrannt gefunden.

Unter dem Vorwande, gegen den Vertrag vom 6. Juli sich vergangen zu haben, ließ die Regierung den Gefangenen den Prozeß machen.

Sie hatte es vergessen, daß sie den ehemaligen Räubern Vergessenheit der Verbrechen zugesichert hatte, welche von ihnen begangen worden waren, bevor sie aus Straßenräubern in königliche Gendarmerie verwandelt wurden.

Spätere Vergehungen konnten den Verdarelli's nicht nachgewiesen werden, man hätte ihnen denn die befohlene Vernichtung der anderen Räuberbanden zum Verbrechen anrechnen müssen, allein dennoch wurden die sämmtlichen Gefangenen an einem Tage vernommen, verurtheilt und hingerichtet.

Dies ist eine alte Geschichte, in unserer Zeit aber in mehreren neuen Auflagen erschienen, und aus dem Schicksale der Verdarelli's mögen die Chiavone's

und andere königlich Bourbonische Räuber-Generale ersehen, welches Schicksal ihrer warten würde, wenn die Bourbons in Neapel wieder zur Macht gelangten, und man ihrer dann nicht mehr bedürfte.

Die zehn Mitglieder der ehemaligen Räuberbande und nachherigen königlichen Gendarmerie-Truppe vermochten sich nicht wieder zu vereinigen und gingen entweder einzeln auf verschiedene Weise unter, oder man weiß von ihren spätern Schicksalen nichts.

So war also die berüchtigte, zum Theil aber auch berühmte Bande vernichtet. Doch nicht in offenem Kampfe, nicht auf dem Wege des Gesetzes, sondern durch Hinterlist, Tücke und Verrath. Zu verwundern ist es daher nicht, daß noch jetzt im Munde des Volkes die Verdarelli's als Helden und Märtyrer leben, während die, welche über dieselben einen so schmachvollen Sieg errangen, mit ganz anderen Namen bezeichnet werden.

Um übrigens dem ganzen Verfahren die Krone aufzusetzen, wurden, was hier nicht unerwähnt bleiben darf, die gefangenen Mörder von Ururi unmittelbar nach der Vernichtung der Verdarelli's nicht nur in Freiheit gesetzt, sondern erhielten für ihre feige Mordthat sogar noch Belobung und Belohnung der Regierung.

VIII.

Del Carretto.

Die Vernichtung der Bande Verdarelli's war eine der letzten Thaten, welche unter der Regierung König Ferdinand's I. vollführt wurden. Bald darauf endete der greise König ein Leben, auf dem zahlreiche Flüche ruhten, und einen Augenblick athmete das Volk, auf dessen Nacken die Geißel seines Despotismus mit eiserner Härte gelastet hatte, frei auf, denn man hoffte, daß der Kronprinz Franz ein milderes Regiment führen würde. Allein nur zu bald sahen diese Hoffnungen sich getäuscht. Franz I., der Großvater des jetzt von Rom aus über Neapel seine Räuberbanden verbreitenden Franz II., wäre im bürgerlichen Leben vielleicht ein sogenannter guter Mensch gewesen, allein auf dem Throne eignete er sich ebensowenig dazu, sein Land glücklich zu

machen, wie sein Vater dies gethan, wenn auch aus andern Gründen. Er liebte die sinnlichen Genüsse, besonders das schöne Geschlecht, zu sehr, um sich mit der Regierung viele Sorgen zu machen, überließ die Leitung der Staatsangelegenheiten seinen Ministern und lebte herrlich und in Freuden, bis schon nach fünf Jahren der Tod seiner Herrschaft ein Ziel setzte und nun sein Sohn, König Ferdinand II., dem die Geschichte oder wenigstens sein Volk den Beinamen König Bomba gegeben hat, an die Regierung kam.

Die Feder sträubt sich, in die Regierungsgeschichte dieses grausamsten, kältesten und blutdürstigsten Tyrannen der neuern Zeit nicht nur, sondern beinahe aller Zeiten einzugehen, und dennoch ist es zur Erreichung unseres Zweckes unerläßlich, wenigstens einige Bilder, welche den würdigen Nebenbuhler eines Caligula und Nero, eines Peter des Grausamen, Ludwig XI. und Philipp II., furchtbaren Angedenkens, schildern, vor den Augen der Leser zu entrollen, selbst auf die Gefahr hin, daß dieselben dadurch von Entsetzen ergriffen werden und den Verfasser dieser Schilderungen der Uebertreibung beschuldigen, obgleich sich derselbe die strengste Wahrheit zur Pflicht gemacht hat.

Wodurch dieser König, die lebendige Personification der unumschränkten Selbstherrschung, welche so

gern unter dem Namen des Königthums von Gottes Gnaden bezeichnet wird, als einer der unerforschlichsten Rathschlüsse der göttlichen Vorsehung erscheint, ist der eigenthümliche Umstand, daß in ihm sich der liebenswürdigste Mensch in seinem Privatleben mit dem herzlosesten Tyrannen in seiner politischen Wirksamkeit vereinigte, so daß, nach vielfach erwiesenem glaubhaften Zeugniß, durch die gewinnenden Eigenschaften des angenehmen Gesellschafters selbst Solche bestochen wurden, welche mit ihm in persönliche Berührung kamen, nachdem ihr Herz durch seine unerbittliche Strenge und Grausamkeit bei der Beherrschung und Behandlung seines Landes von Haß gegen den Tyrannen erfüllt worden war.

Das lebendige und überzeugende Beispiel davon ist der Arzt, der ihn während seiner letzten entsetzlichen und widerlichen Krankheit behandelte, durch welche des Himmels Strafgericht sich für Jeden, der es erkennen wollte, so sichtlich offenbarte.

Doch von diesem Arzte später.

Jetzt die Schilderung einiger früheren Ereignisse. Wir sind gezwungen, uns dabei skizzenhaft zu halten, denn der uns zugemessene Raum geht zu Ende, und noch bleiben uns eine Menge von Thatsachen vorzuführen.

König Franz I. war gestorben und sein Sohn König Ferdinand II. hatte den Thron seiner Väter bestiegen. Mit banger Erwartung sah das neapolitanische Volk den ersten Handlungen seiner Regierung entgegen, denn viele Wünsche waren zu erfüllen, viele Mißbräuche abzustellen und noch wußten die Unterthanen nicht, was sie von ihrem neuen Gebieter zu erwarten hatten. Die Regierung seines Vaters war von zu kurzer Dauer gewesen, als daß das Volk einen Einblick in den Charakter des Kronprinzen hätte gewinnen können.

Ferdinand II. sollte die, über deren Leben, Freiheit und Vermögen ihm durch die Gnade Gottes unumschränkte Gewalt verliehen worden war, über seinen Charakter und seine Gesinnungsweise nicht lange in Ungewißheit lassen.

Die erste entscheidende Handlung seiner Regierung zeigte, wie die ganze Dauer seiner Herrschaft: daß das Wohl des Volkes, daß Recht und Gerechtigkeit, ja daß gegebene Versprechungen, geschworene Eide, selbst wenn sie von dem Throne herab ertönten, in seinen Augen nichtsbedeutend waren, leere Worte, die der, welcher sie gesprochen hatte, oder der in die ererbten Rechte und Pflichten dessen trat, der sie früher sprach, zu halten nicht verpflichtet war.

Die Insel Sicilien, welche in Folge alter Rechte und getroffener Uebereinkommen einen eigenen, in gewisser Beziehung abgesonderten und durch zugestandene Privilegien begünstigten Staat unter der Herrschaft der gemeinschaftlichen Krone „beider Sicilien“ bildete, war dem neuen Monarchen wegen dieser Berechtigungen ein Dorn im Auge, obgleich dieselben factisch bereits so ziemlich auf Null herabgedrückt waren. So figurirte zum Beispiel in dem Ausgabe-Budget alljährlich eine nicht unbedeutende Summe „für Erbauung und Unterhaltung von Landstraßen“, aber es wurde davon zu dem angegebenen Zwecke nicht ein Carlin verausgabt, obgleich die Verfassung ausdrücklich bestimmte, daß die von der Insel Sicilien aufgebrachten Steuern und Abgaben nur für die Insel selbst verausgabt werden sollten. Es gab aber in Sicilien so gut wie gar keine Landstraßen; in das Innere des Landes und von dort her an die Küsten wurde der Verkehr auf Maulthieren betrieben und selbst der Transport des zur Ausführung bestimmten Getreides erfolgte durch diese kostspieligen Lastthiere. Hatte doch der König selbst die von der Geschichte aufbewahrten Worte gesprochen: „Wozu bedürfen wir Landstraßen!“

Dennoch wurden die dem Lande widerrechtlich entzogenen Summen zur „Unterhaltung“ verwendet, aber

nicht zur Unterhaltung der nicht vorhandenen Landstraßen Siciliens, sondern zu der der neapolitanischen Höflinge.

Indeß war aber selbst der schwache Schein der Sicilien gelassenen Rechte dem König Ferdinand II. noch zu viel und er beschloß, demselben ein Ende zu machen.

Die Veranlassung dazu zu finden konnte einem unumschränkten Könige nicht schwer fallen, und im Jahre 1836 bot die Cholera, welche damals, auf ihrer ersten Rundreise durch Europa begriffen, wie in vielen andern Staaten Europa's, so auch in Sicilien mit ungeheurer Wuth auftrat, das willkommene Mittel, welches von der schlauen Regierung mit Eifer ergriffen wurde.

Wie dies auch in aufgeklärteren Ländern der Fall war, so verbreitete sich ebenfalls in Sicilien und sogar unter den höheren und gebildeteren Ständen der Glaube, die Regierung hätte absichtlich durch Gift die Seuche in dem Lande verbreitet, und dieser Glaube fand dadurch Bestätigung, daß Sicilien bis vor kurzer Zeit unter der Obhut eines starken, mit Strenge gehandhabten Sanitätscordons von der auf dem neapolitanischen Festlande herrschenden Cholera verschont geblieben war, die sich dann aber mit reißender Schnelligkeit und furchtbarer Wuth verbreitete, als ein königlicher Befehl diesen

Sanitätscordon ohne alle äußere Veranlassung aufgehoben hatte, als sei es Absicht, der fürchterlichen Seuche den freien Zutritt in das Land zu eröffnen.

Die Folgen der Verheerungen, die das Land erduldete, sowie jenes Vergiftungsglaubens, waren, wie auch in anderen Ländern, unruhige Auftritte. In mehreren Städten brachen Unruhen aus. In Catanea stand die ganze Einwohnerschaft auf, verjagte die schwache Garnison, zertrümmerte die Bildsäulen der beiden letzten Könige und in Palermo ertönte der aufrührerische Ruf: „Tod dem Tyrannen und seinen Helfershelfern!"

Das war für König Ferdinand II. eine Freudenbotschaft. Jetzt war das schon längst beabsichtigte bewaffnete Einschreiten in den Augen der fremden Cabinette gerechtfertigt, obgleich die begangenen Excesse sich überall ziemlich harmloser Natur zeigten, und während königliche Agenten als Plänkerer vorausgeschickt wurden, um die Unruhen möglichst zu vermehren und zu schüren, folgte ihnen schon nach wenigen Tagen der General Francesco Xaver del Carretto, begleitet von drei anderen Generalen, Truppen, Kanonen, Gendarmen und einem ganzen Heer von Beamten und Spionen der Polizei, so wie von Kerkermeistern; denn den letztern

drei Gattungen von Menschen war die umfassendste Beschäftigung und Verwendung zugedacht.

Die an und für sich unbedeutenden Aufstände wurden mit leichter Mühe gedämpft, und es hätte dazu wahrlich eines so gewaltigen Apparates nicht bedurft; allein sie waren ja auch nur Vorwände zu der Erreichung des eigentlichen Zweckes und diesen verfolgte man in der weitesten Ausdehnung, so daß die Menschheit vor dem Zustande schaudert, der nun über das unglückliche Sicilien hereinbrach. Del Carretto, zum Polizeiminister Siciliens ernannt, wurde mit beinahe unbedingter Vollmacht bekleidet und er benutzte diese, den königlichen Willen wohl kennend, mit einer Wuth und einer Grausamkeit, die ihn zu einem würdigen Seitenstücke seines neapolitanischen Amtsgenossen, des Fürsten von Canosa, machte. Diese Grausamkeit, diese Verfolgungswuth waren aber der Regierung, die er vertrat, um so unwürdiger, da sie zum großen Theile ganz Unschuldige oder nur in sehr geringem Grade Strafbare traf; denn die am meisten Compromittirten hatten sich durch die Flucht der ihnen drohenden Strafe zu entziehen gewußt. Aber gestraft, mit der größten Strenge gestraft mußte werden, so wollte es der Wille des königlichen Gebieters, so verlangte es der Charakter del Carretto's. Es blieb daher nichts übrig, als

zu Opfern minder Strafbare zu erwählen und wo es auch an diesen mangelte, ganz Unschuldige. Doch nein, Unschuldige gab es in den Augen del Carretto's und seiner gleichgesinnten Helfershelfer auf ganz Sicilien nicht; denn wo Handlungen mangelten, da wurden Gesinnungen als Verbrechen bestraft, und wo selbst diese nicht erwiesen waren, da reichte schon der Verdacht hin, den, welcher den letztern auf sich gezogen, um Freiheit und Leben zu bringen.

So wurden durch die Kriegsgerichte, welche del Carretto überall einsetzte, Tausende zum Kerker, Hunderte zum Tode verurtheilt. Selbst Priester, sonst so hoch verehrt, Frauen und sogar Kinder verschonte der Wütherich nicht.

Justizbehörden existirten kaum noch dem Namen nach; die Verwaltungsbehörden waren nach Neapel verlegt, so daß die Unterthanen wegen der unbedeutendsten Angelegenheiten Reisen nach der Hauptstadt des Reiches machen mußten. Alle Macht lag lediglich in den Händen der Polizei und diese war unverantwortlich, von dem Polizeiminister an bis herab zu dem geringsten Polizeidiener und dem niedrigsten Kerkerknechte, unverantwortlich in der doppelten Bedeutung des Wortes. In welchem Grade, davon läßt man sich bei uns kaum etwas träumen. War doch die Polizei ausdrücklich

ermächtigt, die auf unbeschränkte Zeit in Haft zu behalten, die von den Gerichtshöfen gänzlich straffrei gesprochen waren. Verdächtig zu sein, das heißt freisinniger Gesinnungen verdächtig, galt in den Augen der Polizei für ein größeres Verbrechen, wie Straßenraub und Mord und konnte zu jahrelangem Kerker unter wahrhaft unmenschlicher Behandlung führen. Verhaftungen der Art wurden mit dem Ausdrucke „con empara di polizia" bezeichnet, und keine Behörde, kein Tribunal durfte gegen die Verfügungen der Polizei etwas einwenden, so hatte es der Wille König Ferdinand's II. bestimmt, und dieser Wille stand weit, weit über jedem Gesetz, oder er war vielmehr das alleinige und einzige Gesetz. Recht und Gerechtigkeit waren Begriffe, die in dem Wörterbuche des Königreichs Neapel vergebens gesucht worden wären.

IX.

Ein Polizeistückchen.

Um die Zeit, als ein so entsetzlicher Zustand auf dem unglücklichen Sicilien lastete, daß auch die ruhigsten Schilderungen desselben als Uebertreibungen erscheinen müßten, wäre dieser Zustand nicht durch viele unwiderlegbare Zeugnisse der achtbarsten Personen erwiesen, um diese Zeit, sagen wir, saßen in einer lieblichen lauen Sommernacht in einem Stübchen, das in dem Hintergebäude eines größeren Hauses einer Nebenstraße Palermo's lag, eine ältere Frau und ein junger Mann beisammen. Die Frau zeigte bereits Spuren des höheren Matronenalters, obgleich sie erst in dem Anfange der vierziger Jahre stand, der junge Mann aber erfreute sich der ungeschwächtesten Jugendkraft, denn er zählte höchstens etliche zwanzig Jahre und zeigte ein

Bild der Gesundheit und Lebensfrische. Dennoch war ein Schleier der Betrübniß über sein feines ausdrucksvolles Gesicht gebreitet, aus seinen schönen großen dunklen Augen leuchtete ein finsteres Feuer und seine hohe offene Stirn war bereits durchzogen von leichten Runzeln, die zwar in den seltenen Augenblicken ungetrübter Heiterkeit verschwanden, um so tiefer aber sichtbar wurden, wenn irgend ein schmerzliches Gefühl den jungen Mann ergriff. Dazu aber gab es in dieser traurigen Zeit nur allzuhäufige Gelegenheit.

Es sind alte Bekannte, die wir hier wiederfinden: Eugenie und ihr Sohn Carlo, den wir als kleinen Knaben in der engen Bergschlucht nahe dem Städtchen Chigua Formosa in Calabrien verließen, als der ältere Carlo mit Jean Aubusson und Salvati von dort aus nach einer kurzen Zeit der Ruhe ihre Flucht fortsetzten, und den wir jetzt seiner Jünglingsjahre ungeachtet als ernsten und gesetzten Mann erblicken, so schnell hatten trübe Erfahrungen und die Härte des Schicksals ihn gereift.

Eugenie war bald nachdem wir in ihrem einsamen Versteck von ihr Abschied genommen hatten, ihrer Sicherheit wegen gezwungen worden, ihr stilles Asyl zu verlassen und nach längerem ruhelosen Umherziehen, oft bedroht von Gefahren, noch öfter heimgesucht von Noth

und Entbehrung, hatte sie endlich in Palermo eine bescheidene Zufluchtsstätte gefunden und lebte glücklich durch die Vereinigung mit ihrem geliebten Sohne, ärmlich zwar, aber dennoch ohne drückende Nahrungssorgen, von dem kleinen Gehalte Carlo's, der sich dem Handelsstande gewidmet und durch Fleiß und Redlichkeit eine gesicherte Stellung gefunden hatte.

In der finstersten Stimmung war Carlo heute aus seinem Geschäfte zu seiner Mutter zurückgekehrt, bei der er jeden Abend zuzubringen pflegte, denn die Zeiten waren theils nicht dazu geeignet, an dem Besuche öffentlicher Orte Vergnügen finden zu lassen, weil man nirgend vor den Lauscherohren der zahlreichen Polizeispione sicher war und selbst das unschuldigste Wort, ja sogar eine mißdeutete Miene, Gefahr bringen konnte; theils hatte Carlo alle Ursache, sich einzuschränken, und die einzige Zerstreuung, die einzige Aufheiterung, welche seine Mutter und er sich gönnten, waren daher Spaziergänge in der reizenden Umgebung Palermo's oder an dem Ufer des Meeres, wo sie sehnsüchtig die Blicke hinausrichteten in die Ferne, weit über die Wogen des Oceans. Denn dort weilte der Einzige, an dem Eugeniens Herz noch außer an ihrem Sohne hing, Jean, ihr geliebter Bruder. Wenigstens mußte sie dies vermuthen, denn glücklich

war er nach jenem mißlungenen Aufstande Siciliens entkommen, wie ein Brief aus dem südlichen Frankreich ihr angezeigt hatte. Seitdem aber war keine Nachricht von ihm mehr zu ihr gelangt und sie wußte daher nicht einmal, ob er noch unter den Lebenden weilte.

Die finstere Stimmung ihres Sohnes fiel dem liebenden Mutterauge sogleich auf und theilnahmvoll fragte Eugenie:

„Was ist Dir, mein Carlo? Hoffentlich verbirgst Du mir nicht irgend eine betrübende Nachricht!"

„Gewiß nicht, meine theure Mutter," entgegnete Carlo. „Du weißt ja, daß ich kein Geheimniß vor Dir habe."

„Was ist es denn aber, was Dich so sichtlich verstimmt?" fragte die Mutter.

Da brachen die lange und mühsam unterdrückten Gefühle und Gedanken des jungen Mannes in einem unaufhaltsamen Strome hervor.

„Mutter," rief er heftig, „ich vermag diese Existenz nicht länger zu ertragen. Täglich werde ich durch die Scenen, die der Wütherich del Carretto unsern Augen vorführt, bis in das Innerste meiner Seele erschüttert und erbittert. Es lastet schwer auf mir, daß ich bisher noch nichts that, nicht einmal versuchte, den Schwur zu erfüllen, den ich, freilich noch ein Knabe, in

die Hand des Oheims leistete, der aber unauslöschlich in mein Gedächtniß gegraben ist. Zwar spricht mein Gewissen mich frei in Beziehung auf den verruchten Canosa, den der Tod zur Strafe seiner zahllosen Verbrechen abrief, noch ehe mein Arm stark genug war, den Rachedolch in sein schwarzes Herz zu stoßen!"

„Und ich danke Gott für seine Gnade, daß es so kam!" unterbrach ihn seine Mutter mit einem Seufzer.

Ohne auf diese Unterbrechung zu achten, fuhr Carlo fort:

„Um so mehr aber fühle ich mich getrieben, den zweiten Theil meines Schwures zur Erfüllung zu bringen und Rache zu üben an diesem Bourbon, der Schandthat auf Schandthat, Verbrechen auf Verbrechen häuft, das Strafgericht Gottes herausfordernd!"

Er hatte so hastig gesprochen, daß seine Mutter ihn nicht zu unterbrechen vermochte. Als er jetzt schwieg rief sie in unbeschreiblicher Angst:

„Um Gottes willen, mein geliebtes Kind, sprich so entsetzliche Worte nicht aus! Du weißt, daß jetzt in Palermo die Wände Ohren haben. Hörte man Dich, so wärest Du unrettbar verloren und wenn Du nicht unter gräßlichen Martern Dein Leben endetest, so müßtest Du es in einem scheußlichen Kerker oder in dem Bagno

von Favignana, in der Mitte des Auswurfs der Menschheit, elend hinschleppen!"

„Fürchte nichts, meine geliebte Mutter," entgegnete Carlo, der wieder ruhiger geworden war. „Ich weiß mein Gesicht und meine Zunge im Zaume zu halten, so daß sie außerhalb des Hauses selbst dem scharfsichtigsten Polizeispion nichts von dem verrathen, was die Tiefe meiner Brust birgt. Hier im Hause aber haben wir keines Lauschers Ohr zu fürchten."

„Sage das nicht so unbedingt, mein Sohn," bat Eugenie. „Es ist nicht gut, sich zu großer Sicherheit hinzugeben. — Doch sprich, was hat Dich denn eben heute in solche Aufregung versetzt, während Du doch durch tägliche Wiederholungen schon längst an das, was hier geschieht, gewöhnt und dagegen abgestumpft sein solltest?"

„Du hast wohl Recht, meine gute Mutter," entgegnete Carlo, „und ich glaubte selbst, ich wäre vollkommen gleichgültig gegen das geworden, was ich nicht zu ändern vermag. Aber das, was ich heute sah, hat mich auf eine furchtbare Weise erschüttert und den Entschluß in mir erweckt, den lange vergessenen Schwur in Ausführung zu bringen."

„Ich hoffe," sagte Eugenie, „Du wirst Dich noch anders besinnen und mich nicht verlassen. Doch

erzähle mir, was Dich in eine so furchtbare Aufregung versetzt hat."

„Höre es," entgegnete er, „und sage dann selbst, ob es möglich ist, bei solchen Auftritten kaltes Blut zu behalten. — Du wirst vielleicht gehört haben, daß der Intendant des Grafen von San Marco als politisch verdächtig verfolgt wird. Vergebens verfolgten die Häscher seit längerer Zeit seine Spur, da erfuhren sie durch einen unglücklichen Zufall, daß la Licata — so heißt der Intendant — hier in Palermo einen vertrauten Freund hat, den seines strengen, aber edlen Charakters wegen in allgemeiner Achtung stehenden Chimera. Es schien den feilen Dienern del Carretto's nun gewiß, daß la Licata bei diesem zuverlässigen Freunde versteckt sein müsse. Plötzlich wurde daher gestern das Haus Chimera's umzingelt und in den sämmtlichen Räumen desselben die strengste Durchsuchung vorgenommen. Vergebens. La Licata wurde nicht gefunden. Aber nach der Meinung der Polizeiagenten mußte er bei Chimera versteckt sein. Dieser wird also, um ihn zum Geständniß zu bringen, wo er seinen Freund versteckt hält, mit Peitschenhieben und Stockprügeln furchtbar mißhandelt. Er ertrug Alles standhaft und geduldig, ohne den Freund zu verrathen oder vielmehr wahrscheinlich, weil er selbst das

Versteck la Licata's nicht kannte. Man brachte ihn daher, ohne auf das Flehen seiner schönen jungen Frau zu achten, in das Gefängniß, um ihm hier durch noch größere Martern das so hartnäckig verweigerte Geständniß zu entreißen. Man trieb ihm dazu kleine spitzige Nägel, die im Feuer glühend gemacht waren, unter den Nägeln in das Fleisch!"

„Entsetzlich!" rief seine Mutter aus und schlug schaudernd beide Hände vor die Augen, als könnte sie dadurch dem inneren Blicke das Bild des Gemarterten entziehen.

„Nicht wahr," sagte Carlo mit dem Ausdrucke unbeschreiblicher Bitterkeit, „solche Martern erinnern an das finsterste Mittelalter und übertreffen sogar noch die raffinirte Grausamkeit der Inquisition. — Dennoch ist das noch nicht das Aergste, was ich Dir zu berichten habe. — Höre nur weiter" *).

Und nach einer kleinen Pause fuhr er fort:

„Chimera blieb selbst unter dieser furchtbaren Marter bei seiner Aussage, daß er den Aufenthalt la Licata's nicht wisse und unter den entsetzlichsten

*) Alle die hier angeführten Namen und Thatsachen sind streng der Wahrheit getreu und hinlänglich erwiesen. Nur in der Zeit und der Zusammenstellung glaubte der Verfasser von der licentia poetica Gebrauch machen zu dürfen.

Schmerzen brachte der Unglückliche die Nacht zu. — Besorgt um das Schicksal ihres Mannes, von dessen grausamer Behandlung ihr etwas zu Ohren gekommen sein mochte, erschien nun heute die junge schöne Frau Chimera's in dem Gefängnißgebäude und flehte um die Freilassung ihres Mannes, oder wenigstens um die Erlaubniß, ihn sehen und trösten zu dürfen.

Der Anblick des schönen Weibes, dessen Reize die Trauer, der Schmerz auf eine eigenthümliche Weise erhöhen mochten, erweckte in einem der Polizeibeamten, einem begnadigten Meuchelmörder, einen teuflischen Gedanken, würdig der Hölle, und es wurde mit der Ausführung nicht gezögert.

Zu ihrer unaussprechlichen Freude wurde nach Verlauf von etwa einer Stunde der gemarterte Chimera wirklich aus dem Kerker entlassen. Aber seine Freiheit erhielt er deshalb doch nicht wieder, sondern er und seine Frau wurden durch Polizeiagenten nach seinem Hause begleitet. — An der Thür desselben machten die Schergen mit den gefangenen Gatten Halt und jenes Ungeheuer, das den Plan entworfen hatte, wendete sich zu Chimera mit der Frage:

„Willst Du noch immer nicht eingestehen, wo Du den Hund Licata versteckt hast?“

„Ich kann nur wiederholen, daß ich nicht weiß, wo er ist,“ entgegnete Chimera.

„Nun, das werden wir bald sehen!“ sagte der Nichtswürdige mit widerlichem Lachen. Dann wendete er sich zu seinen Begleitern und rief:

„Thut, wie Euch geboten wurde!“

Im Nu wurde Chimera, der übrigens zu erschöpft war, um Widerstand leisten zu können, gepackt, gebunden und geknebelt, und von zwei handfesten Schergen gehalten, um das mit anzusehen, was auf öffentlicher Straße, unter den Augen der sich ansammelnden Zuschauermenge, mit schamloser Frechheit vollbracht werden sollte.

Es war eine Bank gebracht worden, und zwei der untern Schergen stellten sich, mit Stricken in den Händen, daneben, während der Anführer der Polizisten unter rohen Scherzen der jungen Frau, die sich unter seinen und seiner Gehülfen Händen erröthend wand und sträubte, so viel ihre schwachen Kräfte es ihr möglich machten, die Kleider vom Leibe riß. Nach wenigen Minuten stand sie zitternd und weinend vor Schaam und Wuth da, nur noch mit dem Hemde bekleidet, und bald überzog Leichenblässe, bald Purpurgluth ihre Wangen. Aber selbst dies letzte Kleidungsstück wurde ihr genommen, und ganz nackt ließ der Diener del

Carretto's sie auf der Bank festbinden, indem er höhnend sagte, wenn sie oder ihr Mann auch jetzt noch den Aufenthalt Licata's nicht angäben, sollte das schöne Weib den rohen Lüsten der Polizeimannschaft überliefert werden. Obgleich ich einen solchen Cannibilismus selbst einer del Carretto'schen Polizeimannschaft nicht zutrauen wollte, entfloh ich, das Herz von Mitleid, noch mehr aber von Wuth erfüllt, und hinter mir her ertönte das entsetzliche Verzweiflungsgeschrei der Unglücklichen, an welcher vielleicht die Drohung bereits zur Wahrheit gemacht wurde.

„Wie wahnsinnig durchrannte ich mehrere Straßen; gewaltig tobte es in meinem Gehirne und ich gewann erst dann einige Ruhe wieder, als ich zu dem Entschluß gekommen war, den Schwur zu erfüllen, den ich in die Hand des Oheims geleistet hatte: Rache an diesem Bourbon, der solche Gräuel nicht nur gut heißt, sondern sogar selbst den Befehl dazu giebt, wenn auch nicht in jedem einzelnen Falle!"

„Gräßlich! Entsetzlich!" rief Eugenie, welche am ganzen Leibe krampfhaft zitterte. Denn was ihr Sohn ihr erzählte, erschütterte sie um so mehr, da es ihr mit furchtbarer Lebendigkeit in das Gedächtniß zurückrief, was einst ihr selbst durch die Ruchlosigkeit des Fürsten Canosa geschehen war.

Es entstand eine längere Pause. Weder Mutter noch Sohn sprachen ein Wort. Sie starrte mit gefalteten Händen vor sich nieder auf den Boden, er aber ging mit heftigen Schritten in dem kleinen Gemache auf und nieder.

Die Schilderung dessen, was er vor wenigen Stunden selbst mit angesehen, hatte ihn auf's Neue in eine ungeheure Aufregung versetzt und seinen Zorn bis beinahe zur Wuth gesteigert.

Plötzlich schien Eugenie von einem peinlichen Gedanken erfaßt zu werden. Sie erhob rasch den Kopf und fragte mit bebender Stimme und dem Ausdrucke der höchsten Angst:

„Und was denkst Du nun zu thun, mein Carlo?"

„Jedenfalls meinen Schwur zu erfüllen," entgegnete Carlo finster; „nur schwanke ich noch zwischen zwei Mitteln dazu. Dein Rath, meine Mutter, soll dazu den Ausschlag geben."

„Und was sind das für Mittel?" fragte sie gespannt.

„Entweder, nach Neapel zu gehen, auf irgend eine Weise an den König zu kommen, und das Land von dem blutdürstigen Tyrannen zu befreien."

„Keinen Mord, mein Carlo! Keinen Mord!" rief Eugenie rasch. „Ueberlasse es Gott, der auch die Großen und die Mächtigen zu erreichen weiß, wenn es

sein Wille ist, die vielen Frevel zu bestrafen, mit denen Ferdinand II. sein Gewissen befleckt hat, halte Du aber Deine Hände rein von Menschenblut, und wäre es selbst das schwarze Blut eines solchen gekrönten Ungeheuers!"

„Ich konnte mir wohl denken, daß Deine Entscheidung so ausfallen würde, meine Mutter," entgegnete Carlo, „und ich will Dir nicht verhehlen, daß in mir selbst sich etwas gegen den Gedanken sträubte, zum feigen Meuchelmörder zu werden; denn auf andere Weise würde es kaum möglich sein, an den Tyrannen zu kommen, so gern ich auch mein Leben für das seinige hingeben und für einen solchen Mord zum Märtyrer werden würde, könnte ich ihm offen, mit der Todeswaffe in der Hand, entgegentreten. — Nachdem aber dieser Plan verworfen ist, bleibt mir nur noch der andere Weg zu betreten."

„Und was ist das für ein Weg?" fragte seine Mutter gespannt.

Carlo bog sich zu ihrem Ohre, als fürchte er selbst bei einer so hochwichtigen Nachricht einen Lauscher, und flüsterte halblaut:

„Es hat sich ein dunkles Gerücht verbreitet, daß an der Küste Calabriens der tapfere Carlo Pisacane, Herzog von San Giovanni und der edle, hochherzige

brave Nicotera die dreifarbige Fahne Italiens, das Symbol der Freiheit, aufgepflanzt haben, um die Macht des Tyrannen zu brechen, und ihn zu zwingen, die Constitution wieder herzustellen, und der Haß, der im ganzen Lande gegen Ferdinand II. herrscht, hat in den Herzen aller Patrioten die Hoffnung erweckt, daß den heldenmüthigen Führern des Aufstandes viele Tausende zuströmen werden und daß es ihnen mit deren Beistand gelingen werde, das Joch der Tyrannei zu brechen. — Meine Absicht ist daher, nach Calabrien zu gehen, und unter der Fahne der Freiheit meinen Arm der heiligen Sache des Vaterlandes zu weihen."

Eugenie stieß einen schmerzlichen Seufzer aus, und stand im Begriffe, etwas zu antworten, vielleicht um ihren Sohn von seinem Entschlusse abzubringen, vielleicht aber auch, um ihm, wenn auch unter schmerzlichem Widerstreben, ihre Einwilligung zu gewähren, da wurde sie daran durch ein unerwartetes Ereigniß verhindert.

Hastig riß ein Unbekannter die Thür auf, schob mit allen Zeichen der Angst den Riegel vor und wendete sich dann zu den Beiden, die ihn verwundert und erschrocken zugleich ansahen.

„Verbergen Sie mich!" bat er. „Es handelt sich

um mein Leben. Die Polizei ist mir auf den Fersen, und wenn —"

Plötzlich unterbrach er sich.

Er hatte jetzt erst Eugenie genauer in das Auge gefaßt und mit einem Freudenausbruche rief er:

„Ist es möglich? — Gottes Fügung selbst hat mich zu Dir geführt, Eugenie, meine theure Schwester!"

Ueberrascht blickte Eugenie den Fremden an, und ihn erkennend, sank sie an seine Brust mit dem Ausrufe:

„Jean! Mein geliebter Bruder, so sehe ich Dich endlich wieder!"

X.

Die Verdächtigen.

Eugenie sprach diese Worte mit dem Tone freudigen Entzückens; hätte sie ihren Bruder aber schärfer angesehen, hätte sie seine ganze Erscheinung einer genaueren Prüfung unterworfen, so würde der Ton der Freude wahrscheinlich der der Betrübniß, der Besorgniß gewesen sein.

Jean hatte sich in der That seit der Trennung von seiner Schwester sehr verändert. Zwar waren seitdem Jahre verflossen, allein sein Aussehen war seinem Alter vorangeeilt, und obgleich er noch in dem Anfange der vierziger Jahre stand, schien er schon hoch in den Funfzigen zu sein. Dazu kam noch, daß seine Kleidung ärmlich und vernachläßigt war und daß er um die Stirn eine Binde trug, welche unter der tief

herabgezogenen Kopfbekleidung blutig hervorsah. Kurz, sein ganzes Aussehen war erbärmlich und mitleiderregend.

Eugenie bemerkte dies, nachdem die erste Aufregung der Freude vorüber war und fragte ihn voll Theilnahme nach seinen Erlebnissen, und besonders, wodurch dies unerwartete Wiedersehen herbeigeführt worden sei.

In flüchtigen Umrissen erzählte er ihr seine Schicksale, welche traurig waren wie die der meisten politischen Flüchtlinge, die wie gehetztes Wild von einem Orte, von einem Lande zum andern gejagt werden, und denen man die Ruhestätte nicht gönnt, die sich ihnen hier oder dort nach jahrelangem Umherirren endlich bietet, selbst dann von Polizei wegen nicht gönnt, wenn sie sich in ihrem ermüdeten Herzen innig danach sehnen, ruhige und friedliche Bürger zu werden und sie zur Erreichung dieses Wunsches ein gesichertes Auskommen gefunden haben. Gleichviel! Der Aufenthalt wird ihnen von der Polizei verweigert, weil sie verdächtig sind, und wieder werden sie gezwungen, den Wanderstab zu ergreifen, bis sie zuletzt wirklich die Gefährlichen werden, die man bisher ganz mit Unrecht in ihnen in den Ländern erblickt oder vermuthet hatte, in denen sie mit

dankbarem Herzen ein ihnen vergönntes ruhiges Asyl angenommen haben würden!

Auch Jean Aubusson hatte dies Schicksal getroffen, und nachdem er, der über seinem Haupte schwebenden dringenden Gefahr vergessend, seiner Schwester und dem Neffen, der ihn nach der Erkennung herzlich bewillkommnete, in flüchtigen Zügeu sein vergangenes Leben geschildert hatte, schloß er:

„So an den Rand der Verzweiflung gebracht, aller Hülfsquellen, jeder Aussicht, jeder Hoffnung auf die Zukunft beraubt, hörten einige gleichgesinnte Freunde und ich zufällig, daß der Herzog von San Giovanni und der brave Nicotera die Absicht hätten, in Calabrien die Fahne der Freiheit aufzupflanzen und unter der Hand Anhänger und Theilnehmer anwerben ließen.“

„Also ist es wahr, was hier die Gerüchte sagen!“ rief Carlo freudig erregt. „So wird sich mir, Gott sei gelobt, endlich die Gelegenheit zu kräftigem Handeln bieten!“

Mit trübem Lächeln entgegnete Jean:

„Deine Hoffnungen, mein lieber Neffe, muß ich leider vernichten. Die Gelegenheit war allerdings vorhanden, aber schon ist sie auch wieder verschwunden!“

„Was sagst Du!“ rief Carlo erschrocken; „der edle Carlo Pisacane —“

„Ist gefallen für die Sache, der er sein Leben widmete und — opferte!“

„Bist Du davon überzeugt, Onkel?“ fragte Carlo, ungläubig noch trotz des Tones der Zuversicht, mit welchem Jean die Versicherung gegeben hatte.

„Ueberzeugt, wie man nur von einer Sache überzeugt sein kann,“ entgegnete Jean, und noch finsterer runzelte sich seine Stirn unter der blutigen Binde.

„Doch höre weiter!“ fuhr er fort.

„Von verschiedenen Seiten schlichen einige Hundert Verbannte, beseelt von dem Muthe der Begeisterung und der Verzweiflung — denn sie gingen der Erfüllung oder Vernichtung ihrer letzten Hoffnung entgegen — nach den Küsten Calabriens. Auf verschiedenen Punkten wurde die Landung glücklich vollbracht, und als Fürst San Giovanni die seit längerer Zeit für diesen Augenblick bereitgehaltene dreifarbige Fahne vor dem Thore seines Bergschlosses aufpflanzte, sah er sich von einer todesmuthigen Schaar umgeben, die etwa funfzehnhundert Streiter zählen mochte, und zwar hinreichend, aber freilich sehr verschiedenartig bewaffnet war und als einziges gleichmäßiges Abzeichen eine dreifarbige Binde um den linken Arm hatte, statt welcher die

Officiere eine Schärpe über die Schulter oder um den Leib trugen.

„Nach einer begeisternden Ansprache des Fürsten, so wie des Barons Nicotera brachen wir auf. Die Absicht war, Calabrien nach verschiedenen Richtungen zu durchziehen, alle Unzufriedenen, alle Feinde der Regierung mit uns zu vereinigen und uns zu Herren der ganzen Provinz zu machen, um so mit der gesicherten Aussicht auf Erfolg auch auf die anderen Provinzen wirken zu können. — Bittere Täuschung! — Der Verrath hatte nicht geschlafen. — Unter die, welche als Werber für die heilige Sache der Freiheit ausgezogen waren, hatten sich Spione eingeschlichen, und die Absicht Carlo Pisacane's war der Regierung genau bekannt, noch ehe sie zur Ausführung reifte. Man ließ den Herzog indeß ruhig gewähren, um so im entscheidenden Augenblicke mit Sicherheit eine desto größere Anzahl von Patrioten vernichten oder den Kerkern überliefern zu können. — Nur zu gut gelang diese Absicht. Kaum waren wir einige Stunden weit von dem Schlosse des Herzogs entfernt und eben hatten sich die Colonnen gebildet, welche von dem erreichten Punkte aus verschiedene Richtungen einschlagen sollten, als wir auf dem Gipfel eines Berges, der auf unserem Wege lag, die Bajonnette königlicher Truppen blitzen sahen. Unter

lautem Kampfgeschrei stürmten wir die Höhe hinan, und es entspann sich ein blutiges Gefecht, das bald zu unserem Vortheil entschieden gewesen sein würde, wären nicht auf allen Wegen, die zu dem Punkte des Kampfes führten, nach und nach immer mehr Truppen erschienen, so daß wir bald nicht mehr daran zweifeln durften, daß wir verrathen und auf allen Seiten von weit überlegenen und noch überdies disciplinirten Streitkräften umzingelt waren, während uns die militairische Ausbildung mangelte, die selbst der Heldenmuth, welchen unsere Kämpfer ohne alle Ausnahme zeigten, nicht zu ersetzen vermag. Unsere Leute kämpften wie die Löwen; als aber eine feindliche Kugel das Herz des edlen Herzogs von San Giovanni durchbohrte, als der Baron Nicotera, aus mehreren Wunden blutend, in die Hände der Truppen gefallen war, da benutzten unsere Leute, durch den vielstündigen Kampf erschöpft, die einbrechende Nacht, um einzeln ihr Heil in der Flucht zu suchen.

„Auch ich befand mich unter diesen Flüchtlingen und ich war glücklich genug, am Ufer ein Fischerboot zu finden, auf dem ich mit zwei Unglücksgefährten die Küste Siciliens erreichte. Von meinen Genossen getrennt, schlich ich mich nach Palermo, weil ich in einer großen Stadt den Verfolgungen eher entgehen zu können

glaubte. Freilich hatte ich keine Ahnung von den jetzt hier herrschenden Zuständen und obgleich ich mich so verborgen als möglich hielt, war ich doch bald als verdächtig bezeichnet worden. Ich sollte verhaftet werden, aber ich widersetzte mich und es gelang mir, unter Begünstigung der Nacht meinen Verfolgern zu entrinnen, nachdem mir einer derselben einen Hieb über den Kopf versetzt hatte, der mich zum Glück nur streifte und den ich mit meinem Taschentuche flüchtig verband. — Dann aber führte mich die Hand des allgütigen Gottes zu Dir, Eugenie, von deren Anwesenheit in Palermo ich nicht einmal eine Ahnung hatte; und vergessen sind nun alle überstandenen Leiden, vergessen die Gefahr, die so kürzlich noch über meinem Haupte schwebte."

Aber nur zu bald sollte er daran wieder erinnert werden, denn kaum hatte er diese Worte gesprochen, als aus dem Vordergebäude ein dumpfer Lärm zu ihnen herübertönte und alle Drei mit Angst und Schrecken erfüllte, denn nur zu gewöhnlich war es, daß die Polizei unter dem Schleier der Nacht hier und dort Verdächtige aufhob und vielfach erzählte man sich von Beispielen, daß in solchen Fällen sämmtliche Bewohner des Hauses mit hinweggeführt worden waren, mochte auch nicht der Schein eines Vergehens sie treffen.

Außer der Möglichkeit, daß Jean Aubusson von

seinen Verfolgern gesucht wurde, drohte ihnen daher auch noch von dieser Seite eine andere Gefahr, und sie lauschten daher ängstlich auf das Geräusch im Vorderhause. Es war nichts Deutliches zu vernehmen und um wo möglich zu einiger Gewißheit zu gelangen, schlich Eugenie sich vorsichtig zu einem kleinen Vorsaalfenster, welches die Aussicht auf den Hof hatte, während die Fenster ihrer Wohnung auf ein kleines Gäßchen gingen.

Mit Schrecken sah sie bei dem Scheine mehrer Fackeln, daß der ganze Hof mit Bewaffneten angefüllt war, welche die verschiedenen Treppen, die zu den Wohnungen führten und so auch die ihrige, besetzt hielten, während allem Anscheine nach Polizeiagenten beschäftigt waren, in dem Vordergebäude Verhaftungen vorzunehmen, denn man sah hier und dort Gestalten an den Fenstern vorüberfliehen, welche durch den Schein von Lichtern, welche die Fliehenden trugen, auf Secunden beleuchtet wurden, darauf aber gleich wieder in Dunkelheit versanken. Auch manches Angstgeschrei ertönte von weiblichen Lippen, denn die vorderen Stockwerke wurden nur von Damen und ihrer weiblichen Dienerschaft bewohnt. Die männlichen Mitglieder der beiden Familien waren entweder hingerichtet oder entflohen oder sie schmachteten im Kerker, wohl gar in den Bagno's. Dies allein war hinreichend, ihre zurück-

gebliebenen weiblichen Angehörigen als Attendibili, d. h. als Verdächtige, erscheinen zu lassen, und über dem Haupte Aller, die mit dieser Benennung bezeichnet wurden, schwebte fortwährend das Schwert des Damokles. Auf die Damen, mit denen Eugenie in einem Hause wohnte, war es in diesem Augenblicke niedergestürzt, denn bald sah die zitternde Lauscherin, wie die sechs Damen, welche in den beiden Stockwerken des Vorderhauses wohnten, gleich gemeinen Verbrecherinnen, nur nothdürftig bekleidet, als Gefangene auf den Hof geschleppt und hier den Soldaten übergeben wurden. Es waren eine ehrwürdige Matrone im Silberhaar, zwei Frauen von gesetzten Jahren und deren Töchter, drei junge Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren. Alle gehörten den vornehmsten Familien an, aber sie wurden behandelt wie gemeine Dirnen. Die Polizeileute und nach ihrem Beispiele auch die Soldaten, erlaubten sich unsittliche Scherze und sogar freche Liebkosungen und als die Mütter diese von ihren geliebten Kindern abwehren wollten, fielen die Peitschen der Schergen mit unbarmherziger Härte auf sie nieder.

Außer den Damen waren auch deren Dienerinnen arretirt worden. Die beiden Führer der Polizei — denn für jede Familie war ein besonderer Agent abgeschickt worden — beriethen sich einen Augenblick mit

einander. Dann wurden die Dienerinnen von den Herrinnen gesondert, die Thür des Hauses geöffnet und die armen Mädchen mit Peitschenhieben hinausgetrieben auf die Straße, hinein in die Nacht, um auf beliebige Weise — o der Gnade, ihnen so viel Freiheit zu gewähren — ihren Lebensunterhalt zu suchen.

Nach dieser neuen Handlung der Grausamkeit, welche Eugenie zitternd mit ansah, setzte der ganze Zug sich in Bewegung.

Eugenie athmete frei auf. Die Gefahr, die auch ihr und den Ihrigen gedroht hatte, schien glücklich vorübergegangen zu sein, denn offenbar hatte man an sie, die einzigen Bewohner des kleinen halb verfallenen Hinterhauses, nicht gedacht.

Doch nur von kurzer Dauer war ihre Freude, denn in dem Augenblicke, als die Polizeimänner mit ihren Gefangenen und den Soldaten das Haus verlassen wollten und Eugenie eben im Begriff stand, ihrem Bruder und ihrem Sohne die freudige Botschaft zu verkünden, kehrte einer der beiden Polizeiagenten, begleitet von zwei Fackelträgern und vier Soldaten, wieder um und schritt über den Hof gerade auf die Thür von Eugeniens Wohnung zu.

Sie durfte jetzt nicht zweifeln, daß es galt, auch sie zu verhaften. Voll Angst flog sie die Treppe hinauf,

die beiden Männer von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen und es war ihr nur eben so viel Zeit geblieben, ihren Bruder in einem Bodenkämmerchen zu verstecken, als auch schon der Diener del Carretto's in ihr Stübchen trat und mit barscher Stimme ihr und Carlo befahl, ihm zu folgen.

Ohne Widerstreben gehorchten Beide, um weitere Nachsuchungen zu vermeiden und froh, wenigstens Jean gerettet zu wissen, denn da nur Eugenie und ihr Sohn als Bewohner des Hintergebäudes bezeichnet worden waren, fiel es dem Polizeimanne nicht ein, nach dem Flüchtlinge zu suchen.

Eugenie und Carlo, welcher in ohnmächtiger Wuth mit den Zähnen knirschte, wurden an der Thür ihres Hauses mit den gefangenen Damen vereinigt und einige Minuten später betraten Alle eines der zahlreichen Gefängnisse, die in Palermo eingerichtet worden waren, um die Tausende von Verhafteten unterbringen zu können, für welche die gewöhnlichen Gefängnisse nicht den zehnten Theil des erforderlichen Raumes boten.

Hier wurde ihnen die seltene Begünstigung zu Theil, vor einen höheren Polizeibeamten geführt zu werden und — was für gewöhnlich nie geschah — ihr Verbrechen zu erfahren, oder vielmehr die Ursache ihrer Verhaftung, denn in welchem andern Lande würde das,

was ihnen hier zum Vorwurf gemacht wurde, zu einer Verhaftung geführt haben?

Mit barscher Stimme fuhr der Polizeipräfect sie an, ohne ihnen die Titel zu geben, die ihrem Range gebührten:

„Sie haben sich eines großen Vergehens gegen die Regierung unseres allergnädigsten Königs Ferdinand II. schuldig gemacht und verdienen dafür die strengste Strafe!“

„Dürfen wir dieses Vergehen nicht erfahren?“ fragte würdevoll die Matrone.

„Es besteht darin,“ sagte der Polizeipräfect mit einem Tone der Strenge, als wollte er eine begangene Mordthat zum Vorwurf machen, „daß man Ihnen deutlich die Freude angesehen hat, die Sie bei der betrübenden Nachricht empfanden, daß die Waffen Frankreichs auf dem Schlachtfelde von Palestra gesiegt haben. — Sie können nicht leugnen, daß Ihr Herz im Stillen gejubelt hat bei einer Kunde, welche alle treuen Anhänger des Thrones mit Kummer erfüllen mußte. — Sie werden dafür zunächst für Ihr Verbrechen die wohlverdiente Züchtigung erhalten und dann in die Criminale segrete gebracht werden!“

Nach diesen voll Hohn gesprochenen Worten winkte er einigen Schergen, die im Hintergrunde auf das Zeichen warteten, die bereits empfangenen Befehle zur Aus-

führung zu bringen. Die Handlanger der Polizei ergriffen hierauf mit rohen Fäusten die Damen und mit lüsternen Blicken sah der Polizeipräfect auf die entblößten Reize der drei jungen Mädchen, die ihres Sträubens, ihres Flehens, ihrer Thränen ungeachtet, bis zum Gürtel entkleidet und unbarmherzig mit Ruthen gepeitscht wurden, so daß an ihren zarten weißen Schultern und Rücken einzelne Blutstropfen zitterten.

Auch Eugenie traf das gleiche Schicksal, obgleich sie sich des Vergehens, bei der Nachricht von der Schlacht bei Palestra gelächelt zu haben, nicht schuldig gemacht hatte. Aber sie war einmal gefangen und mußte daher gezüchtigt werden. Doch wurde sie dann mit wundem Rücken entlassen, während die Damen nach den „geheimen" Gefängnissen gebracht wurden, in denen so Viele jahrelang blieben, deren Verbrechen nicht größer war, wie das dieser Unglücklichen.

Carlo, der zu seinem eigenen Staunen nicht ebenfalls mißhandelt worden war, wollte sich zugleich mit seiner Mutter entfernen, aber ein donnerndes: „Halt, Bursche!" hielt ihn zurück.

Der Präfect maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen und sagte dann mit boshaftem Lächeln:

„Du scheinst ein kräftiger Kerl zu sein; solche Leute kann der König brauchen. Dir soll daher die

Ehre zu Theil werden, in die Armee eingereiht zu werden!“

Carlo zuckte schmerzlich zusammen. Das Loos, dem gehaßten Tyrannen dienen, ihm den Eid der Treue leisten zu müssen, erschien ihm fürchterlicher, als Züchtigung und Kerker. Aber er sah ein, daß Widerstand vergeblich sein würde und schnell war sein Entschluß gefaßt, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Daneben aber stand sein Vorsatz fest, sich durch den gezwungenen Eid nicht abhalten zu lassen, den Racheschwur, den er als Knabe halb gezwungen und unbewußt geleistet, als Jüngling, als Mann aber freiwillig und mit voller Ueberzeugung wiederholt hatte, zur Ausführung zu bringen, wenn sich ihm dazu die Gelegenheit bieten sollte und in einem solchen Falle sein Leben für Nichts zu achten.

Mit diesem Entschlusse ließ er sich abführen, denn natürlich mußte er bis zur Ablieferung an das Militair-Depot in Haft bleiben. Hatte er einmal den Fahneneid geleistet, dann glaubte die tyrannische Macht seiner gewiß zu sein. Früher freilich traute sie Keinem, der nicht freiwillig unter die Fahnen trat.

Nur mit einem schmerzlichen Blicke vermochte er von der geliebten Mutter Abschied zu nehmen, denn als er auf sie zueilen wollte, um sie zum Lebewohl in die

Arme zu schließen, wurde er roh zurückgerissen, während andere Schergen Eugenie zur Thür hinausstießen.

So schieden Mutter und Sohn von einander, vielleicht um sich nie in diesem Leben wieder zu sehen und Eines von banger Sorge erfüllt für die Zukunft des Andern.

Denn wovon sollte Eugenie, ihrer einzigen Stütze beraubt, leben, und welchem Loose, welcher Behandlung ging Carlo entgegen?

Da blitzte ein Gedanke in ihm auf, und in dem Augenblick, in welchem die Thür sich hinter seiner Mutter schloß, rief er ihr hastig zu:

„Denke an den Onkel François!"

Hatte sie den Ruf gehört? Er wußte es nicht, aber er hoffte es und eben so auch, daß der Bettler die Stütze seiner Mutter sein würde.

XI.

Ein von den Todten Auferstandener.

König Ferdinand II. hatte sein Ziel erreicht und die Bevölkerung der unter seiner eisernen Zuchtruthe seufzenden Länder so geknechtet, daß sich aus keiner einzigen Brust mehr ein freier Athemzug zu erheben vermochte, daß selbst in den kühnsten Geistern jeder Gedanke an eine mögliche Erhebung, an eine Erlösung aus der bluttränkten Tyrannei, erloschen war. Wenigstens glaubte er dies, nicht eingedenk des nahen Beispieles, welches der Vesuv ihm gab: daß unter dem trügerischen Scheine der Ruhe oft ein Feuer lodert, welches in seinen wüthenden Ausbrüchen Alles rings um sich her widerstandslos vernichtet.

Doch er sollte auf eine Weise enttäuscht werden, die er nicht erwartet hatte.

Das Jahr 1848 rüttelte die Völker aus ihrem langen Schlafe auf. Das Signal, das, wie schon so oft, von Paris aus gegeben wurde, entzündete in Ost und West, in Nord und Süd den in reicher Menge angehäuften Brennstoff, und im Nu loderten überall die Flammen der Freiheitsbestrebungen der Völker empor. Auch Neapel blieb nicht verschont von dem allgemeinen Brande, und da, wo Alles erstorben zu sein schien, zeigte sich plötzlich ein reges Leben. Fortgerissen von der allgemeinen Strömung sah Ferdinand II. sich gezwungen, dem unter lautem Geschrei ausgesprochenen Verlangen seiner Unterthanen zu genügen, und — eine Constitution zu verleihen.

Das Volk jubelte über diese vermeintliche Errungenschaft und schien es gänzlich vergessen zu haben, daß es schon mehrmals in dem Besitze des gleichen Gutes gewesen war, daß mehrere seiner Könige, und wiederholt, den Eid auf die Constitution geleistet hatten, daß aber diese Eide jederzeit gebrochen worden waren, und daß es jetzt unter dem Drucke einer unerhörten und kaum glaublichen Tyrannei seufzte.

War Ferdinand II. der Mann dazu, sich an den durch die Gewalt der Umstände ihm abgerungenen Schwur für fester gebunden zu halten, wie seine Vorgänger, Ferdinand I. und Franz I. dies gethan hatten?

Sicher nicht! Wer Ferdinand II. kannte, der konnte unmöglich glauben, daß derselbe auch nur einen Augenblick daran dachte, die ihm angelegte Fessel länger zu tragen, als es unumgänglich nothwendig erschien.

Aber die Menge des Volkes blickte nicht mit trüben Ahnungen in die Zukunft, sondern gab sich gedankenlos dem Taumel der Gegenwart hin.

Selbst die, welche in langjähriger Polizeihaft unglaubliche Qualen ausgestanden, unmenschliche Martern erduldet hatten, schienen binnen wenigen Tagen das Alles vergessen zu haben, und sich der so unverhofft wiedergewonnenen Freiheit in dem Wahne zu erfreuen, sie sei ihnen jetzt für immer zugleich mit alle dem gesichert, was der Freiheit erst den wahren Werth verleihen kann.

Unter diesem der Freiheit, dem Leben, dem Lichte des Tages Zurückgegebenen befand sich auch Einer, dessen Schicksal, das bald mit reißender Schnelligkeit in ganz Palermo bekannt wurde, eben so viel Mitleid mit seiner Person als Erbitterung gegen seine Peiniger erweckte, an deren verantwortlicher Spitze man in diesem Augenblicke mehr als je König Ferdinand II. erblickte.

Dieser Unglückliche wurde unter so schaudererregenden Umständen der Freiheit entzogen, sein Ge-

schick ist so sehr der Theilnahme unserer Leser würdig, daß wir nicht umhin können, von dem Ereignisse, das zu seiner Entdeckung führte, eine ausführlichere Schilderung zu entwerfen.

Schon seit mehreren Tagen hatten die Gerüchte über die Ereignisse in Paris und in den meisten Residenzen Deutschlands, in Palermo eine dumpfe Gährung hervorgerufen. Der Geist der Freiheit, der sich in anderen Ländern bereits Bahn zu brechen angefangen hatte, regte sich auch bei den Sicilianern, die von jeher das Joch der bourbonischen Herrscher mit größerem Unwillen ertragen hatten, wie ihre indolenteren Schicksalsgenossen, die Neapolitaner, die deshalb auch geneigter waren, dieses Joch abzuschütteln.

Das Feuer, das unter der Asche geglimmt hatte, loderte endlich in hellen Flammen empor, ohne daß man, wie das bei ähnlichen Vorfällen häufig zu geschehen pflegt, mit Bestimmtheit sagen konnte, wo der erste Funke gezündet hatte.

Unter wildem Geschrei schienen die Bewaffneten auf allen Seiten aus der Erde zu wachsen. Unter dem Rufe: „Es lebe die Freiheit! Es lebe die Constitution!" durchzogen auf jedem Schritte anwachsende Haufen die Straßen Palermo's. Dem Volke schlossen sich einige Soldaten der Garnison an, geführt von einem jungen

Unteroffizier, der höchstens einige dreißig Jahr zu zählen schien, und der durch seinen Feuereifer besonders auf die Menge wirkte.

Eine dreifarbige Fahne schwingend, die in der Eile aus drei Streifen zusammengesetzt worden war, schritt er voran, und mit funkelnden Augen, mit männlich kräftiger Stimme erschallte von seinen Lippen der Ruf des Aufruhrs: „Nieder mit Ferdinand II.! Hoch die Constitution!"

Da mischte sich in diesen Ruf plötzlich der Racheschrei: „Tod den Polizisten!"

Wie ein elektrischer Schlag wirkten diese Worte. „Tod den Polizisten!" wiederholte der Mund vieler Tausende und als diesem Rufe der zweite folgte: „Auf, nach Morreale!" da schlug der ganze Strom, wie einem einzigen gewaltigen Willen gehorchend, die Richtung nach der Vorstadt Mezzo-Morreale ein, wo der verhaßte Maniscalco, der jetzt an der Stelle seines eben so verabscheuten Vorgängers del Carretto Generalpolizeidirector von Sicilien war, und mit der Unumschränktheit eines Vicekönigs über die geknechtete Insel herrschte, seinen Amtssitz hatte, welcher zugleich eines der am zahlreichsten bevölkerten so wie der entsetzlichsten Gefängnisse war, von dessen finsteren Geheimnissen sich das Volk haarsträubende Dinge erzählte.

Die erbitterte Bevölkerung glaubte hier den Gegenstand ihres Hasses zu finden, und sie würde an ihm die grausamste aber wohlverdiente Rache vollzogen haben, hätte sich Maniscalco diesem drohenden Schicksale nicht bei Herannäherung des Sturmes durch die Flucht zu entziehen gewußt.

Wüthend darüber, sich sein erstes Opfer entrissen zu sehen, verbreitete sich die aufgeregte Menge durch das ganze Gebäude. Die Thüren der Gefängnisse wurden gesprengt und die Gefangenen in Freiheit gesetzt, ohne daß sie sich zu erklären wußten, was sie für ein Wunder hielten, denn in ihrer Kerkernacht abgesperrt von der ganzen Welt, hatten sie keine Ahnung von dem, was draußen vorgegangen war, und Viele wagten kaum, von der ihnen gebotenen Freiheit Gebrauch zu machen, denn sie glaubten, was sie sahen und hörten, sei nur eine Täuschung ihrer Sinne, die in der nächsten Minute verschwinden würde, und die ihnen dann, hätten sie sich ihr auch nur einen Augenblick hingegeben, ihr Elend nur um so fühlbarer machen mußte.

Die Polizeiagenten und die Kerkermeister waren entflohen oder hatten sich, zitternd vor der entfesselten Volkswuth, in die entferntesten Winkel verkrochen. Wo aber einer von ihnen aus seinem Versteck hervorgezogen wurde, da fiel er unter den Dolchen der Wüthenden

als Opfer der Rache, oder er wurde wenigstens so mißhandelt, wie er selbst zahllose Unschuldige mißhandelt hatte.

Und wahrlich, was die Menge in den erbrochenen Räumen des Polizeigebäudes fand, war wohl geeignet, die Ermordung derer, welche das Volk so lange gepeinigt hatten, zu rechtfertigen, oder doch wenigstens zu entschuldigen.

Es entrollte sich durch das Eindringen in die finstern Gemächer, aus denen bisher kaum eine Erlösung möglich gewesen war, ein furchtbares Bild von dem, was hier geschehen war, von dem, was die Opfer der Polizei zu erdulden hatten. Wahrlich, das Entsetzlichste, was man sich von der Inquisition Spaniens erzählt, wurde erreicht und zum Theil sogar übertroffen von dem, wofür man in Morreale die blutbefleckten überzeugenden Beweise empfing.

Man höre, man staune, man schaudere!

Was wir hier zu schildern im Begriffe stehen, ist eine getreue, durch vielfache unwiderlegliche Zeugnisse bewiesene Darstellung der Entdeckungen, die man 1848 und 1860 bei der Sprengung der Polizeigefängnisse machte, wenn auch nicht jedes einzelne derselben das enthielt, was wir hier zusammenstellen.

Als die Thür eines der Räume erbrochen war, zeigte sich ein finsteres Gemach mit kahlen Wänden,

welches dem Anschein nach nur den einen Ausgang hatte, durch welches die Menge, geführt von dem erwähnten jungen Unteroffizier, eingedrungen war, der überall voran ging, wo man irgend eine Gefahr vermuthen konnte, oder wo ein Beispiel der Entschlossenheit noth that. Unwillkürlich folgte ihm daher auch die Menge und gehorchte freiwillig allen seinen Anordnungen.

Bei dem Lichte schnell herbeigeholter Fackeln zeigte sich der Thür gerade gegenüber ein Wandschrank, der die ganze Breite der Wand einahm. Dieser Schrank barg aller Wahrscheinlichkeit nach finstere Geheimnisse, vielleicht Archive der Polizei, welche an das Licht zu ziehen von hoher Wichtigkeit war.

„Aexte her!“ ertönte daher die volle kräftige Stimme des jungen Unteroffiziers, und im Nu waren die Werkzeuge herbeigebracht und die Thür gesprengt. In der Mitte des Schrankes zeigte sich eine andere Thür, welche offenbar zu einem versteckten Raume führte. Auch diese Thür zu sprengen war das Werk eines Augenblickes, und einige der Ungeduldigsten drangen mit Fackeln in den Händen in den dahinter befindlichen finstern Raum. Aber entsetzt taumelten sie zurück, denn es drang ihnen ein so erstickender Dunst entgegen, daß er sie zu betäuben drohte. Erst als hineingeworfenes brennendes Stroh die Luft so weit gereinigt hatte, daß

man den Raum ohne Gefahr betreten konnte, ging der junge Soldat hinein. Offenbar war dies geräumige Gemach zum Gefängnisse, oder vielmehr zur Folterkammer, benutzt worden, das bewiesen die rings umher aufgestellten oder an den Wänden aufgehangenen Marterwerkzeuge der verschiedensten Art.

Von Wuth und Entsetzen wurden Alle, die dem Unteroffizier gefolgt waren, bei diesem Anblick ergriffen. Da hingen zahlreiche Peitschen und Stöcke von verschiedenen Dimensionen, und an allen zeigten sich die Spuren von geronnenem Blut. Da sah man die Knotenstricke, welche den Hartnäckigen, die nicht singen, das heißt, nicht gestehen wollten, was man von ihnen zu wissen verlangte, die aber meistens selbst nichts davon wußten, um den Kopf schlang, und dann mittelst hindurchgesteckter Stöcke so lange zusammenschnürte, bis den Gemarterten die Stricke das Fleisch durchschnitten und ihnen die Augen aus den Höhlen trieben. Daneben zeigte sich ein eiserner Stuhl, dessen Sitz durchbrochen war, und unter welchem ein erloschenes Kohlenbecken stand, so daß jeder Zweifel über die Anwendung dieses Torturwerkzeuges verschwand; denn offenbar zündete man in diesem Becken die Kohlen an, um durch deren Gluth den in geringer Höhe darüber Sitzenden zum Geständniß zu bringen. Auch eine Anzahl jener

spitzen Nägel lag da, von denen wir bereits erzählten, daß sie glühend gemacht und dann den Verurtheilten — verurtheilt ohne gerichtet zu sein — unter den Nägeln in das Fleisch getrieben wurden. Da sah man eiserne Ringe, so eingerichtet, daß sie zusammengeschraubt werden konnten, um das davon umgebene Glied zusammenzudrücken, bis der Knochen zermalmt werden konnte.

Einige Vorrichtungen aber zeigten sich hier, deren Zweck und Anwendung die, welche sie sahen, sich nicht zu erklären gewußt haben würden, hätte nicht der junge Unteroffizier ihnen darüber Aufklärung zu geben vermocht, da die Polizei gegen die Soldaten des Königs weniger verschwiegen und geheimnißvoll war, wie gegen die Bürger.

In der Mitte des Gemaches standen, einer von dem andern ungefähr fünf Fuß entfernt, zwei Pfeiler, in welchen ein starker eiserner Ring befestigt war. An einem dieser Ringe wurden die Handgelenke, an dem gegenüberliegenden die Fußgelenke dessen festgebunden, der singen sollte — entsetzlicher Hohn der raffinirtesten Unmenschlichkeit — und während dann der Körper des Verurtheilten an diesen Stützpunkten schwebend in der Luft hing, stieg einer der Sbirren auf seinen Rücken hinauf, und ging auf ihm hin und her, mit der ganzen Last seines Körpergewichtes auf ihn drückend.

Man kann sich leicht denken, daß unter einer solchen Marter der Gefolterte sehr bald „zu singen" anfing und alles aussagte, was man von ihm zu wissen verlangte.

Beinahe noch schwerer war der Gebrauch kleiner Bretter zu erklären, die kaum eine Spanne lang, etwa einen Zoll stark und an den Seiten mit Schrauben versehen waren, durch deren Umdrehung man sie allmälig dicht auf einander pressen konnte.

Wahrlich, man schaudert, den Gebrauch dieser Brettchen einzugestehen und die Feder sträubt sich, ihn niederzuschreiben; aber unsere Schilderung würde unvollständig sein, verschwiegen wir eines der kräftigsten Hülfsmittel zur Erforschung der Wahrheit, d. h. zur Erpressung von Geständnissen.

Sagen wir daher unumwunden, daß diese kleinen Bretter dazu dienten, die männlichen Geschlechtstheile dazwischen zusammenzupressen, bis das erforderliche Geständniß erlangt war.

Daß diese verschiedenen Marterwerkzeuge vielfache Anwendung gefunden hatten, dafür gaben die schwarzen Blutspuren auf dem Fußboden und an den Wänden hinreichendes Zeugniß, allein dennoch widmeten die Eingedrungenen dem Allen nur eine kurze Aufmerksamkeit. Was sie hier sahen, war ihnen ja ohnehin

schon bekannt, wenn auch nur durch das Gerücht; sie aber hofften, Unglückliche zu finden, denen sie die Freiheit bringen könnten, und dies Verlangen trieb sie weiter.

Eine Thür im Hintergrunde der Marterkammer war nur angelehnt. Auch hier wieder wehte ihnen ein betäubender Geruch entgegen. Ihre Fackeln zeigten ihnen, daß er von einem halb verstümmelten Leichnam herrührte, der in einer Ecke lag und bereits in Verwesung übergegangen war.

Augenscheinlich hatten sie den zu Tode Gemarterten unbeerdigt hier liegen lassen, weil sie durch die in Palermo seit einigen Tagen herrschende Gährung so eingeschüchtert waren, daß sie sich während der Zeit nicht in diese verrufenen Räume, die sprechenden Denkmale ihrer Schandthaten, gewagt hatten.

Es schien indeß, als sollten die menschenfreundlichen Wünsche der Erstürmer nicht erfüllt werden, denn das Gefängniß war offenbar leer, und mit dem nächsten Raume endigte die Reihe der verborgenen Gemächer, und auch hier kamen sie zu spät, um Eines von den Opfern der Polizei noch retten zu können. Vielleicht nur vier und zwanzig Stunden früher, und er wäre dem Leben erhalten worden; jetzt aber war der Bejammernswürdige todt, allem Anschein nach jedoch erst vor einigen

Stunden verhungert, vielleicht, weil man ihn in seiner entsetzlichen Lage vergessen hatte.

Und was war das für eine Lage? Aus der Klostergeschichte des Mittelalters hat man wohl von Aehnlichem gehört, aber schwerlich hat die Geschichte unserer civilisirten Staaten aus der neuesten Zeit ein zweites Beispiel derartiger oder auch nur annähernder Grausamkeit aufzuweisen.

Als der junge Unteroffizier und seine Begleiter in dieses letzte Gemach eindrangen, und mit den Fackeln in dem Raume umherleuchteten, das ganz leer zu sein schien, bemerkten sie in einer Ecke eine kleine dunkle Oeffnung. Als sie zu derselben eilten, um sie näher zu untersuchen, entdeckten sie mit Entsetzen, daß es das Luftloch einer Nische war, in welcher man einen Menschen eingemauert hatte, ihm nur eben so viel Raum lassend, um die Arme bewegen und die kärgliche Nahrung, die man ihm reichte, in Empfang nehmen und zum Munde führen zu können.

Der eine Arm war zu der Oeffnung herausgestreckt, wahrscheinlich um nach der ausbleibenden Nahrung zu greifen, die seine vom wüthendsten Hunger zerrissenen Eingeweide ersehnten. Auf diesem Arme ruhte herabgesunken ein Kopf, halb von Haaren entblößt, halb mit spärlichen schneeweißen Locken bedeckt.

Die Hand war erstarrt, der Kopf eiskalt.

Der Unglückliche war wahrscheinlich nach jahrelanger Marter endlich durch den Tod von seinen Leiden erlöst worden.

Als der Todte entdeckt worden war, rissen die, welche ihn gefunden hatten, mit unbeschreiblicher Wuth die Steine, die die Vordermauer seines engen Kerkers gebildet hatten, herunter, zogen die Leiche in die Mitte des Gemaches und nahmen an ihr Wiederbelebungsversuche vor. Allein das Leben war für immer dem Körper entflohen, der, wie sich zeigte, dadurch verkrüppelt und gelähmt gewesen sein mußte, daß der Eingemauerte eine qualvoll lange Zeit des Gebrauches seiner unteren Glieder beraubt gewesen war, denn von den Steinen eng umschlossen, mußte es ihm unmöglich gewesen sein, mit den Beinen auch nur die geringste Bewegung zu machen.

Während die Leute unter heftigen Verwünschungen gegen die Polizei noch die Leiche umstanden, schauerten sie plötzlich in abergläubischer Furcht zusammen, denn es war ihnen, als hätte der Todte leise, wimmernde Klagelaute ausgestoßen und doch hatten sie sich überzeugt, daß er so gewiß todt war, wie nur irgend ein Mensch todt sein kann.

Es entstand in dem mit Menschen überfüllten Ge-

mache ein Schweigen des Grabes, und selbst jeder Athemzug wurde zurückgehalten. Da vernahmen Alle an der Stelle, wo die Leiche lag, wieder leises Wimmern; jetzt aber überzeugten sie sich, daß es nicht von dem Eingemauerten herrührte, sondern unter demselben ertönte. Schnell war der Todte bei Seite geschafft und bei dem Scheine der Fackeln zeigten sich die Fugen einer Fallthür, die in dem Fußboden angebracht und so verborgen war, daß man ohne die Klagelaute ihr Vorhandensein nicht geahnet haben würde.

Wenige Minuten genügten, die Oeffnung zu erbrechen, und man entdeckte nun ein schwarzes Loch, aus dem widerlicher Gestank heraufdrang, und in welches keine Treppe, selbst nicht einmal eine Leiter, hinabführte. Dennoch war diese Höhle der Aufenthaltsort, der Kerker eines menschlichen Wesens, denn als der Lärm von dem Sprengen der Thür verhallt war und die Umstehenden lauschend in die schwarze Tiefe hinabblickten, da ertönte, kaum hörbar, und dennoch auf eine entsetzliche Weise verständlich, von einer matten Stimme die flehende Bitte:

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, — einen Trunk Wasser — einen Bissen Brot!“

Schnell wie mit Zauberei war herbeigeschafft, was der Unglückilche verlangte, der ohne Zweifel dem Hun-

gertode nahe war. Man ließ es ihm an einem Stricke hinab und rief ihm dabei jubelnd die Freudenbotschaft zu:

„Erhole Dich, armer Beklagenswerther! Du bist frei! Der Kerker ist in den Händen des Volkes!"

Keine Aeußerung verrieth, daß der Unglückliche für diese Nachricht empfänglich war. Er schien nur instinctmäßig mit der Erhaltung seines Lebens beschäftigt zu sein. Oder vielleicht hatte ihn auch die vernommene Freudenkunde getödtet.

Doch es galt, ihn so bald als möglich aus seiner Höhle zu erlösen. Schnell war dazu eine Leiter herbeigeschafft und in die Tiefe hinabgelassen. Dabei rief man ihm zu:

„Komm herauf!"

„Ich kann nicht!" schallte die Antwort zurück. „Meine Kräfte reichen nicht hin!"

Ohne sich zu besinnen, nahm der junge Unteroffizier eine der Fackeln und rasch stieg er hinab. Nach einer Minute kehrte er zurück, auf den Armen einen Körper tragend, in welchem man kaum noch einen Menschen zu erkennen vermochte.

Halb verfaulte, mit Koth bedeckte Lumpen bedeckten einen Körper, dessen Glieder, hier und dort aus der zerrissenen Kleidung hervorschimmernd, eine entsetzliche Magerkeit zeigten; das struppige Haar hing wild auf

die Schultern herab; ein dichter verworrener grauer Bart bedeckte beinahe das ganze Gesicht; die Augen, tief in ihre Höhlen gesunken, waren matt und glanzlos. Kurz, alle Anwesenden glaubten, einen Sterbenden vor Augen zu haben.

In der That sank auch der Kopf des Unglücklichen kraftlos zurück, nachdem er die Blicke verwundert auf die ihn umstehenden Gruppen gerichtet hatte; er stieß einen tiefen Seufzer aus, seine Augen schlossen sich und er verlor das Bewußtsein. Vielleicht war der Seufzer sein letzter gewesen.

Doch er erholte sich allmählich, indem man ihm Stirn und Schläfe mit Wein rieb, und ihm auch einige Tropfen einflößte.

Er öffnete die Augen, ließ sie langsam umherschweifen und als sie auf die niedergerissene Wand fielen, hinter welcher der Eingemauerte geschmachtet hatte, versuchte er sich lebhaft in die Höhe zu richten, und rief haftig:

„Ist Salvati auch gerettet? — Lebt er?"

Einige der Umstehenden erinnerten sich wohl, den Namen Salvati schon früher gehört zu haben, aber von Allen besann sich nur Einer deutlicher auf denselben, das war der junge Unteroffizier, und voll Theilnahme fragte er:

„War der Unglückliche, den wir dort eingemauert fanden, jener S a l v a t i, der bei der Erringung der ersten Constitution Neapels so heldenmüthig mitwirkte?“

Ohne auf diese Frage zu antworten, fragte der Gerettete hastig:

„Ihr fandet ihn? — Also ist auch er gerettet! — O, führt mich zu ihm.“

„Wir kamen leider zu spät“, entgegnete hastig der junge Soldat. „Dort ist Alles, was von ihm blieb!“ fügte er hinzu, und deutete auf die Leiche, die seitwärts in geringer Entfernung lag.

Mit dem Aufgebote aller Kräfte schleppte der Befreite sich zu dem Todten, sank an dessen Seite nieder, ergriff dessen Hand und benetzte dessen Gesicht, über das er sich mit dem Blicke der Liebe beugte, mit seinen Thränen.

„Armer, beklagenswerther Freund!“ rief er aus, „so war es uns also nicht vergönnt, noch einmal gemeinschaftlich den Tag der Freiheit zu begrüßen?“

Mit steigender Theilnahme hatte der junge Kriegsmann das Thun des Befreiten beobachtet. Schon bei der Nennung des Namens S a l v a t i war er aufmerksamer geworden. Jetzt fragte er, wie von einer Ahnung ergriffen:

„Wer sind Sie, Unglücklicher, daß Sie an dem Schicksale dieses Todten so lebhaften Antheil nehmen?“

„Sein Leidensgefährte in den letzten Jahren, sein Kampfgenosse in früheren glücklicheren Tagen.“

„Ihr Name! Ihr Name!“ entgegnete der Soldat.

„Jean Aubusson!“ entgegnete der Mann.

„Und ich,“ rief der junge Unteroffizier, indem er den Unglücklichen freudig in seine Arme schloß, „ich bin der Sohn Ihrer Schwester Eugenie, Carlo Albertini, Ihr Neffe!“

„Du, Carlo?“ fragte Jean, und starrte seinen Retter ungläubig an.

„Ja, ich bin es,“ entgegnetete der junge Mann, „und ich danke dem allgütigen Gott im Himmel, daß er eben mich zu dem Werkzeuge Ihrer Erlösung erkor!“

„Doch jetzt,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „schnell hinweg von diesem Orte des Schreckens!“

Und den auf so wunderbare Weise wiedergefundenen Oheim mehr tragend als führend, brachte er ihn in eines der benachbarten Häuser, wo man ihm bereitwillig Aufnahme gewährte und alle die Pflege und Sorgfalt angedeihen ließ, die sein erschöpfter und verwahrloster Zustand erforderte.

XII.

Il Re Bomba.

Der Jubel über die gewonnene Constitution war groß bei dem Volke Neapels, aber eben so laut er gewesen, eben so schnell sollte er enden.

Bald hatte König Ferdinand II. den Entschluß gefaßt, das, was er zu bewilligen gezwungen gewesen war, zurück zu nehmen, oder er hatte vielmehr schon bei der Bewilligung nicht die Absicht gehabt, seinen Eid zu halten, sondern vielmehr das Volk grausam dafür zu strafen, daß es einen Augenblick sich seiner Kraft bewußt gezeigt hatte.

Der Vorwand zur Ausführung dieser Absicht war leicht gefunden. Bei einer so unerwartet erlangten Freiheit konnten Unordnungen, kleine Excesse sogar, nicht ausbleiben. Sie wurden geschürt; Unzufriedenheit,

Furcht, Mißtrauen, wußten die Organe der Regierung geschickt zu erregen, und so kam es denn so weit, daß schon am 15. Mai dieses sogenannten Freiheitsjahres zahlreiche bewaffnete Haufen sich in den Straßen Neapels zeigten, daß Barrikaden an vielen Punkten aus der Erde zu wachsen schienen, und daß man einen blutigen Kampf erwartete, obgleich man kaum zu sagen vermocht hätte, weshalb, von wem und gegen wen der Kampf geführt werden sollte.

Ferdinand II. aber wußte dies sehr wohl!

Es galt die Züchtigung Aller, die es gewagt hatten, ihre Freiheitsgelüste zu zeigen, und wäre es auch nur für einen Augenblick, nur durch ein Wort, eine Miene gewesen. Es mußte ihnen für immer die Lust zu ähnlichem Auftreten verleidet werden, und dazu war nichts dienlicher, als das ganze Land durch den Schrecken in die Ruhe des Grabes zu versenken.

Noch war die Erwartung dessen, was geschehen sollte, allgemein; noch wußte Niemand mit Bestimmtheit zu sagen, woher denn eigentlich die gewaltige Aufregung, die sich überall zeigte, entstanden war; noch schwebten Alle in Ungewißheit darüber, welchem Ziele denn eigentlich die kriegerischen Vorbereitungen galten, — da donnerten plötzlich auf allen Forts von Neapel die

Kanonen, und ein eiserner Hagel rasselte nieder in die Straßen, auf die Häuser der Stadt.

Panischer Schrecken bemächtigte sich ganz Neapels. An Widerstand wurde kaum gedacht; aber dennoch drangen die vier Regimenter der Schweizer-Garde unter Gewehrfeuer oder mit gefälltem Bajonett auf die dichtgedrängten oder unter lautem Geschrei entfliehenden Volksmassen ein und richteten ein furchtbares Blutbad an, unbekümmert, ob die Todeswaffe Schuldige oder Unschuldige traf, ob sie Greise, Weiber oder Kinder niederstreckte.

Wilde Lazzaroni-Haufen, dieser träge und grausame Auswurf der Bevölkerung Neapels, schlossen sich den königlichen Leibtruppen an, aufgestachelt durch geheime Agenten, welche ihnen auf höheren Befehl die zu wählenden Opfer bezeichnet hatten. Diese entfesselten Horden verübten die blutigsten Greuel, raubten, mordeten, schändeten, verschonten selbst das Kind im Mutterleibe nicht. Waren sie doch der Straflosigkeit ihrer Schandthaten im Voraus gewiß!

Den ganzen Tag und einen großen Theil der darauf folgenden Nacht wurde das blutige Strafgericht ununterbrochen fortgesetzt, als aber der Morgen des 16. Mai anbrach, da war der Wunsch König Ferdinand's II. erfüllt: Das Schweigen des Grabes

herrschte in seiner Residenz und in Folge davon auch in dem ganzen Lande, denn jeder Ort fürchtete für sich das Schicksal der Hauptstadt und wer es irgend vermochte, der entfloh dem Lande, welchem — daran ließ sich bei dem bekannten Charakter des Königs nicht zweifeln — noch schrecklichere Zeiten bevorstanden, wie die in den letzten Jahren durchlebten gewesen waren.

Und wer dies erwartete, der hatte sich nicht getäuscht, denn noch zügelloser wie bisher, herrschte in dem ganzen Lande die Polizei. Selbst der untergeordnetste Polizeidiener glich einem unabhängigen Pascha. Er konnte Jeden, der ihm verdächtig erschien, verhaften, ohne dazu einer besonderen Ermächtigung zu bedürfen. Sein Amt gab ihm unbedingte Vollmacht, und gegen die Strafen, die er dictirte, galt keine Reclamation. Ja, es war sogar Grundsatz und Instruction, Züchtigungen, grausame Kerkerstrafe und die Tortur aller Grade so häufig als möglich anzuwenden, denn es galt ja Einschüchterung, um jeden freien Athemzug, jeden freien Gedanken zu unterdrücken!

Vollkommen sah König Ferdinand II. sich durch den Erfolg dieser Maßregeln befriedigt. Es war, als könnte in dem ganzen Lande kein lautes Wort mehr gesprochen werden, ausgenommen von den Beamten der Polizei; denn nur noch durch diese und mit dem Beistande

derselben, gestützt auf die Bajonette seiner Soldaten, herrschte der König Bomba, ein Name, welchen Ferdinand II. das Gerücht nach der grausamen Beschießung seiner Hauptstadt gegeben hatte und welcher von Mund zu Mund ging, ohne daß dabei eine Lippe sich zu regen schien, denn wer ihn laut ausgesprochen hätte, der würde dadurch unwiderruflich sein Todesurtheil besiegelt haben.

Jahre vergingen so, und es schien in der That, als sei das Königreich beider Sicilien nur noch ein weites, ödes Leichenfeld. Den König aber kümmerte dies nicht. Er lebte jetzt, wo jede Besorgniß vor einem neuen Aufstande seines niedergeworfenen Landes aus seiner Brust verschwunden war, ruhig und zufrieden, unbelästigt durch sein Gewissen, welches von den Strömen des durch ihn vergossenen Blutes, von der unendlichen Masse des Kummers, Jammers und Elends, dessen Ursache er war, nichts zu wissen schien.

Ferdinand II. entzückte während dieser Zeit allgemeiner Landestrauer die engeren Kreise des Hofes von Neapel durch seine persönliche Liebenswürdigkeit, seine heitere Unterhaltungsgabe, die Blitze seines Geistes. Aber selbst die Männer, die er durch seinen näheren persönlichen Umgang ehrte, waren in beständiger Furcht vor ihm, denn gar leicht verwandelte sein Jähzorn,

seine Herrschsucht, die nicht den Schein des Widerspruches ertrug, den Sonnenglanz der Gnade in die Nacht der Ungnade, und fürchterlich konnte der König in den Ausbrüchen seines Zornes sein.

Bei der zunehmenden Beleibtheit, welche eine Eigenschaft der Bourbonen ist, wenn das Alter sich ihnen naht, war Ferdinand II. die Luft des geschlossenen Zimmers, selbst des geschlossenen Wagens, lästig und er liebte es, viel und lange in der freien Luft zuzubringen. Auch auf den Reisen, die er zuweilen unternahm, wich er von dieser Gewohnheit nicht ab und ungeachtet der Vorstellungen, die man ihm machte, bestand er mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit darauf, den Thee im Freien zu trinken, als er nicht gar lange Zeit vor seinem Tode in einer kleinen Stadt Apuliens übernachtete.

Er sollte nur zu bald die Strafe seines Eigensinnes empfangen, denn die ungesunde Sumpfluft der Gegend machte einen solchen Einerück auf ihn, daß er sich schon nach kurzer Zeit, von Frost geschüttelt, auf sein Zimmer zurückziehen mußte, und kaum war er zu Bett gebracht worden, als daß lebensgefährliche Sumpffieber mit ungemeiner Heftigkeit ausbrach.

Rathlos sahen seine Umgebungen sich an. Keiner der königlichen Leibärzte war auf die Reise mitgenom-

men worden, und der zweifelhaften Kunst irgend eines Arztes, der vielleicht in dem kleinen Städtchen seinen Wohnsitz hatte, das Leben des Monarchen anzuvertrauen, wagte Niemand.

Schon sollte daher der Befehl gegeben werden, einige Eilboten nach Neapel zu senden und den ersten Leibarzt des Königs herbeiholen zu lassen; aber Ferdinand II., der die Besprechungen vernommen hatte, widersetzte sich dem Schritte.

Er hatte das Gefährliche seiner Lage erkannt, aber er kannte auch die allgemeine Untüchtigkeit der italienischen Aerzte, und er rief heftig:

„Mein Herr Leibarzt ist seines Titels ungeachtet ein Dummkopf, dessen Wissen nicht über Aderlaß und Brechmittel hinausgeht. Er würde mich bald unter die Erde kurirt haben und noch verspüre ich keine Lust zu sterben. Aber die Hülfe eines tüchtigen Arztes thut noth, das fühle ich selbst. Giebt es aber in meinem ganzen Königreiche überhaupt einen Arzt, der mich zu retten vermag, so muß er in Neapel leben, und ich hoffe, daß meine vortreffliche Polizei ihn zu finden wissen wird, ehe es zu spät ist.“

„Und wer ist dieser Glückliche, der Euer Majestät Vertrauen in so hohem Grade besitzt?“ fragte einer der Höflinge.

„Es ist ein junger Mann, der in Paris studirte und sich dort schöne Kenntnisse erwarb. Er hat wegen seiner republikanischen Gesinnungen mehrere Jahre im Kerker zugebracht, ist aber kürzlich entlassen worden.“

„Und einem solchen Menschen wollten Eure Majestät Ihr unschätzbares Leben anvertrauen?“ rief erschrocken der Kammerherr.

„Mein unschätzbares Leben,“ entgegnete spöttisch der König, „ist keinen Carlin werth, sobald ich es einem unserer unwissenden Aerzte anvertraue. Man soll daher den jungen Doctor herbeiholen und ich werde zu erkennen wissen, ob ich von ihm etwas zu fürchten habe.“

Er nannte den Namen des jungen Arztes und wenige Minuten später sprengte mit verhängtem Zügel auf der Straße nach Neapel ein Eilbote dahin, der Polizei den Befehl überbringend, den Bezeichneten ohne Säumen zur Stelle zu schaffen.

Augenblicklich wurde ein ganzes Heer von Polizeidienern ausgeschickt, und eine Stunde später war der Arzt als Gefangener und unter sicherer Eskorte auf dem Wege zu dem königlichen Krankenlager. Denn die Polizei war über den Zweck seiner Aufsuchung und Zusendung nicht näher unterrichtet worden, und glaubte daher natürlich, es handele sich um ein neues

Verbrechen des erst kürzlich in Freiheit gesetzten Verdächtigen. Er selbst konnte kaum etwas Anderes vermuthen, und in der sichern Erwartung, neuer Kerkernacht entgegen zu gehen, erreichte er das Städtchen, in welchem der König krank lag.

Man führte ihn, noch immer ohne ihn näher zu unterrichten, an das Bett Ferdinand's II. und es war ihm nicht möglich, seine Angst zu verbergen, als er dem gefürchteten und gehaßten Tyrannen gegenüber stand.

Mit forschendem Blicke sah der König ihn an; dann sagte er lächelnd und den Arzt mit „Du" anredend, wie er dies bei wohlwollender Stimmung zu thun pflegte:

„Fürchte Dich nicht. Dir droht keine Strafe. Ich bin krank. Du sollst mich curiren, denn ich traue Dir Kenntnisse zu. — Komm heran!"

Dabei streckte der König seine Hand aus, um seinen Puls fühlen zu lassen.

Nachdem der Arzt ihn mit ernster Miene geprüft hatte, sagte er: „Eure Majestät haben ein sehr heftiges Fieber!"

„Das weiß ich," sagte der König heftig. „Was denkst Du zu thun, um es zu vertreiben?"

„Zuerst einen Aderlaß vorzunehmen und danach Eurer Majestät eine Arznei zu verordnen."

„Geh zum Teufel mit Deinem Aderlaß!“ rief der König aufgebracht. „Verstehst Du auch weiter nichts, als Aderlaß und Brechmittel? — Packe Dich fort!“

Ruhig wendete der junge Mann sich um und ging der Thür zu.

„Halt!“ gebot der König. „Wohin willst Du gehen?“

„Nach Neapel!“ lautete die Antwort. „Denn ohne Aderlaß kann ich Eure Majestät nicht retten und in wenigen Tagen sind Sie todt!“

Lächelnd drohte der König mit dem Finger und sagte dazu mit freundlich-wohlwollendem Tone:

„Haben meine Gefängnisse Deinen republikanischen Stolz noch immer nicht gebrochen? — Nun, so komm her und laß mir zur Ader.“

Sobald dies geschehen war, fühlte der König sich erleichtert, und sein Vertrauen zu dem jungen Manne wurde dadurch gesteigert. Dies zeigte sich unmittelbar; denn nach dem Aderlaß verschrieb der Arzt eine Medicin und sagte dann:

„Wollen Eure Majestät mich durch zwei Ihrer Hofbeamten begleiten lassen, damit ich in deren Gegenwart die Arzenei bereite?“

„Wozu das?“ fragte Ferdinand II. verwundert.

„Weil ich nicht beschuldigt werden will, Ew. Majestät

vergiftet zu haben, wenn das Schicksal wollte, daß es meinen Bemühungen nicht gelänge, Sie am Leben zu erhalten."

Der König sah ihn einige Augenblicke fest und forschend an. Dann sagte er ruhig:

„Geh nur immerhin allein! — Von Dir habe ich nichts zu fürchten!"

Die Arzenei that die gewünschte Wirkung und nach acht Tagen, während welcher der junge Arzt, seines republikanischen Hasses ungeachtet, durch die Freundlichkeit des Königs bestochen, nicht von seinem Lager wich, war die Gefahr verschwunden und die Anwesenheit des Arztes nicht mehr erforderlich. Er kehrte daher nach Neapel zurück, aber indem er sich, reich beschenkt, bei dem Könige beurlaubte, sagte er mit dem Tone ernster Warnung:

„Eure Majestät sind jetzt zwar genesen, aber Sie müssen wenigstens noch eine Woche hier verweilen; denn wenn Sie den Ort früher verlassen, so würde die Luftveränderung wahrscheinlich einen neuen Anfall des Fiebers herbeiführen und es wäre dann die größte Lebensgefahr vorhanden."

Doch diese Warnung war vergeblich für Ferdinand II., der nur seinem eigenen Willen stets folgte und der in dem Wahne stand, wie seine Unterthanen, so müßte auch die Natur sich diesem Willen beugen.

Nur vier Tage folgte er der Vorschrift des Arztes, dann aber trieben Ungeduld und Langeweile ihn nach Neapel zurück und von Neapel begab er sich wenige Tage darauf nach Baja. Kaum aber war er nach einer Fahrt im offenen Wagen hier angelangt, als das Fieber mit erneuerter Heftigkeit wieder ausbrach.

Unverzüglich wurde nach dem rettenden Arzte geschickt und als dieser in das Krankenzimmer trat, rief der König ihm mit guter Laune entgegen:

„Das Fieber ist wieder da. Wahrhaftig, Du hast in Paris viel gelernt.“

Ernst und fest entgegnete der junge Mann:

„Aber nicht genug, um auch diesmal die Krankheit zu heben. Eure Majestät müssen jetzt, wie ich es Ihnen vorhersagte, sterben.“

„Dummes Zeug,“ sagte der König halb scherzend, halb ängstlich. „Du wirst mich gesund machen!“

„Ich will es versuchen,“ erwiderte der Arzt, „aber ich glaube nicht, daß es mir gelingen wird.“

Und die Prophezeiung des Arztes traf ein.

Ferdinand II. wurde mit jedem Tage kränker. Er starb bei lebendigem Leibe hin und ging durch monatelange Todesqual seiner Auflösung entgegen. Bald zeigte es sich, daß Rettung unmöglich war und der König selbst erkannte dies. Aber er trug die Martern,

in welchen Andere eine gerechte Strafe der göttlichen Rache erblickten, mit heldenmüthiger Standhaftigkeit.

Hätten die Tausende von Unglücklichen, welche seine Grausamkeit in qualvollen Kerkern einem langsamen Tode überlieferte, Zeugen der Martern sein können, die ihr königlicher Peiniger an sich selbst zu erdulden verurtheilt war, wahrlich, sie würden eingestanden haben, daß sie weniger zu leiden hatten wie er.

Das Blut in den Adern des Königs war vergiftet; nach und nach wurde sein ganzer Körper eine einzige eiternde Wunde; ein Pestgeruch umgab sein Lager; nur mit Mühe vermochten die Höflinge den Ekel zu überwinden, den der Anblick des Herrschers Jedem einflößte, der ihm nahe zu kommen gezwungen war. Dennoch wagte Niemand, dem König diese Scheu merken zu lassen, oder sich früher, als die Etikette dies gestattete, von seinem Lager zu entfernen, denn Ferdinand II. blieb bis zum letzten Athemzuge der auf seine Macht eifersüchtige Despot, und wehe Jedem, der es gewagt hätte, in ihm nicht mehr den unumschränkten Gebieter über Leben und Tod, über Freiheit und Vermögen jedes Neapolitaners, selbst des am höchsten gestellten, anzuerkennen.

Endlich fühlte der König, daß seine Auflösung nahe bevorstand und mit der Klarheit des Geistes, die ihn

während der ganzen fürchterlichen und Schauder erregenden Krankheit nicht einen Augenblick verlassen hatte, berief er alle Mitglieder der königlichen Familie, die eben in Neapel, wohin er sich hatte bringen lassen, anwesend waren, an sein Lager.

Mit fester Stimme dictirte er dem Kronprinzen, seinem einzigen Sohne erster Ehe, dem jetzigen König Franz II., seinen letzten Willen in die Feder. Nach Beendignng dieses wichtigen Actenstückes, dazu bestimmt, seine Willkürherrschaft auch nach seinem Tode fortzusetzen, so sehr auch seinem Sohne dazu Fähigkeit, geistige Bildung und moralische Kraft mangelten, wendete er sich zu dem Thronerben und dessen Brüdern und sprach die charakteristischen Worte:

„Bleibet einig. So lange Ihr noch verbunden seid, könnt Ihr in Italien bleiben, im Gegentheil aber holt Euch Alle der Teufel!"

Darauf sagte er mit gebieterischem Tone:

„Die hohe Geistlichkeit Neapels soll an meinem Lager erscheinen, augenblicklich; denn ich fühle, daß ich keine Zeit zu verlieren habe, und ich will nicht ohne den Segen der Kirche aus diesem Leben scheiden!"

Ohne Säumen folgten die hohen Würdenträger der Kirche diesem Rufe. Sie erschienen Einer nach dem Andern an dem Sterbelager, und eben sollte die

heilige Handlung beginnen, da musterte Ferdinand II. die Anwesenden, und mit zornblitzendem Auge rief er heftig:

„Noch fehlen zwei der Bischöfe. Sie sollen augenblicklich erscheinen. Noch bin ich nicht todt, und so lange ich lebe, verlange ich, daß meinen Befehlen unbedingter Gehorsam geleistet werde."

Kann es eine treffendere Charakterisirung dieses Despoten geben, als diese letzten Worte des Sterbenden bezeichnen?

Die Bischöfe erschienen zitternd vor dem Gewaltigen, in welchem kaum noch ein Hauch des Lebens übrig war.

Ferdinand II. empfing die vorgeschriebenen Sterbesacramente seiner Kirche, und unmittelbar darauf trat der letzte Todeskampf ein.

Er war entsetzlich, und schaudernd wendeten die Anwesenden die Blicke ab.

Der Arzt, der mit aufopfernder Hingebung den Kranken gepflegt und gewartet hatte, schloß den Sterbenden in seine Arme, seine letzten Qualen zu mildern, und nach wenigen Minuten legte er den regungslosen Körper zurück auf das Schmerzenslager, den Würmern die Leiche überlassend, deren sie sich schon lebend bemächtigt hatten.

So endete der vorletzte König von Neapel aus dem Hause Bourbon.

XII.

Die verwegene Schaar.

In einem stillen Zimmer Genua's saßen eines Abends im April des Jahres 1860 fünf Männer beisammen in einem ernsten Gespräch, dessen Wirkung einen noch jetzt unberechenbaren Einfluß auf die Geschicke von ganz Europa haben sollte, so unbedeutend auch diese Männer in den Augen Vieler sein mochten.

Diese Fünf verdienen es, daß ihre Namen aufbewahrt werden; wir glauben daher den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir sie hier einzeln namhaft machen.

„Wißt Ihr wohl, Freunde," sagte der Wirth der übrigen, „daß die Nachrichten, welche ich von verschiedenen Seiten aus Sicilien empfing, darin übereinstimmen, daß die wahnsinnige Tyrannei Maniscalco's und Sal-

jano's die Sicilianer auf das Aeußerste erbittert hat? — Es herrscht in dem ganzen Lande, besonders aber in den Hauptstädten Palermo und Messina, eine dumpfe Gährung und eine solche Erbitterung, daß ich überzeugt bin, es bedürfte nur eines geringen Anlasses, um den unter der Asche glimmenden Funken zur hell lodernden, Alles verzehrenden Flamme anzufachen. — Hier wäre eine kühne und große That zu vollbringen!"

Der, welcher mit Begeisterung diese Worte sprach, war Francesco Crispi, ein Waffengenosse Garibaldi's bei den Kämpfen in Amerika, von wo er bei dem Ausbruche des italienischen Krieges herübereilte, um sein Schwert der heiligen Sache seines Vaterlandes zu widmen.

Bertani, Arzt in Genua, Garibaldi's vertrauter Freund und später Staatssecretär der Regierung Garibaldi's in Neapel, erwiederte hierauf:

„Wenn sich Alles so verhält, wie du sagst — und daran zweifle ich nach deiner Versicherung nicht, — dann ist die Sache wohl geeignet, in ernste Ueberlegung gezogen zu werden."

„Noch mehr aber, um zur schleunigsten Ausführung zu gelangen," fiel der feurige Nino Bixio ein, der tapfere Kampfgenosse Garibaldi's während der blutigen Tage von Rom und des durch Villafranca been-

digten Krieges, und durch die Zeitungen zu bekannt, um hier noch einer weiteren Erwähnung zu bedürfen.

Die beiden anderen, Rostolino Pilo, der in Sicilien den Heldentod fand, und Orlando, reicher Eisengießerei-Besitzer in Genua, vertraute Freunde und bewährte Gesinnungsgenossen der drei Genannten, stimmten vollkommen bei.

„Die Unternehmung wäre also beschlossen,“ nahm Crispi lächelnd wieder das Wort, „aber um ihr den Erfolg zu sichern, müssen wir einen Führer finden!“

„Er ist gefunden,“ rief Bixio hastig. „Wer könnte es anders sein, als Garibaldi!“

„Mir ganz aus der Seele gesprochen!“ sagten wie aus einem Munde die übrigen Vier und augenblicklich schrieb Crispi an Garibaldi, ihn nach Genua einzuladen.

Wann hätte Garibaldi jemals gezögert, einem patriotischen Rufe zu folgen? Er kam und durch die Mittheilungen Crispis überzeugt, ging er augenblicklich auf den Plan ein. In aller Stille berief er seine Tapferen aus dem Corps der Alpenjäger und freudig schaarten sie sich unter das Banner, das sie schon so oft zu Siegen und Heldenthaten geführt hatte.

Aber eine solche Unternehmung bedarf zu ihrer Durchführung auch des Geldes. Garibaldi hoffte,

sich die nöthigen Mittel leicht verschaffen zu können, denn das italienische Nationalcomité hatte bedeutende Summen angesammelt. Er setzte seinen Plan auseinander und beanspruchte zu dessen Durchführung einen Theil dieser Gelder.

Das Ministerium, von welchem die Bewilligung abhängig war, verweigerte dieselbe, denn nicht ohne Grund fürchtete es, durch eine so offenkundige Unterstützung einer revolutionären Unternehmung in unangenehme und gefährliche Conflicte mit den fremden Cabinetten zu gerathen.

Garibaldi war mißmuthig über dies erste Mißlingen, aber er ist nicht der Mann dazu, sich von einem gefaßten Plane abschrecken zu lassen.

Er glaubte, den Mann zu wissen, der hier helfen konnte, und ließ den König Victor Emanuel um eine Audienz bitten.

Sie wurde gewährt, und nachdem der König ihn freundlich willkommen geheißen hatte, begann er:

„Majestät, ich brauche Geld, und ich will Ihnen nicht verhehlen, zu welchem Zwecke.“

Mit eigenthümlichem Lächeln entgegnete Victor Emanuel:

„Ich will Ihre Zwecke nicht kennen, denn es genügt mir, zu wissen, daß ich Ihnen gefällig sein kann.“

„Aber, Sire,“ sagte Garibaldi, der den Sinn dieser Worte wohl verstand, „die Summe, deren ich bedarf, ist bedeutend!“

„Lassen Sie sich dadurch nicht abschrecken, sie zu fordern,“ sagte der König mit dem gleichen Lächeln, „und ist sie nicht zu bedeutend für meine Privatcasse, so ist sie Ihnen im Voraus bewilligt!“

So war die größte Schwierigkeit besiegt, und es entstand nun eine kriegerische Thätigkeit, die nicht unbemerkt bleiben konnte, die allerlei Deutungen erfuhr, deren eigentliches Ziel aber Niemand, der nicht eingeweiht war, zu ahnen vermochte, so kühn, so unglaublich verwegen war der Plan.

Wie hätte man es in der That auch für möglich halten können, daß eine Hand voll Leute die Absicht haben könnte, ein Reich, das ein stehendes Heer von mehr als 130,000 Mann auf den Beinen hatte, über den Haufen werfen zu wollen wie ein Kartenhaus.

Daß alle Stützen dieses Reiches morsch und durch eigene Schuld unterwühlt waren, das zog freilich Niemand mit in die Berechnung, ausgenommen die Führer dieses *wahnsinnigen* Unternehmens, wie es beinahe einstimmig von ganz Europa genannt wurde, als die Kunde davon sich mit unwiderleglicher Gewißheit verbreitete.

Endlich waren die Vorbereitungen beendigt und am 5. Mai gingen in Genua 1085 Tapfere, bekleidet mit den weltberühmt gewordenen rothen Blousen, an Bord, um die Erlösung Siciliens aus neapolitanischem Joche zu unternehmen.

Es waren nicht — wie „gutgesinnte“ Blätter zu verbreiten sich bemühten — aus aller Herren Ländern zusammengelaufene Abenteurer, die nichts zu verlieren hatten, sondern die ganze Schaar bestand aus Söhnen Italiens, die zum Theil den wohlhabendsten Familien angehörten.

Nur die beiden Ungarn Türr und Tuckery machten eine Ausnahme.

Es sei uns vergönnt, hier die vorzüglichsten Begleiter Garibaldi's zu nennen, um durch die Aufzählung solcher Namen lügenhafte Beschuldigungen zu widerlegen, durch welche übrigens die Schande der Besiegten durch deren unüberlegte Anhänger nur um so greller erscheint.

Dienste als Adjutanten Garibaldi's, und folglich seiner Person am nächsten stehend, versahen Türr, Tuckery, beide Männer von bewährter Tapferkeit — Montanari, der heldenmüthige Major Cienni, der schon in Montevideo an Garibaldi's Seite gefochten hatte, und Menotti Garibaldi, der würdige Sohn des Heldenvaters.

Chef des Generalstabs war Lombarde, ein ausgezeichneter Gelehrter, begabt mit seltener Beredtsamkeit, bekannt durch seine Theilnahme an der hartnäckigen Vertheidigung Venedigs, und später General der Südarmee.

Unter ihm standen als Generalstabsoffiziere Manin, der Sohn des berühmten Dictators von Venedig, und Calvino, rühmlichst bekannt als Schriftsteller und tüchtiger Tactiker.

Bixio führte eine Compagnie. Neben ihm waren Officiere: Carini, rühmlichst in Italien, wie in Frankreich, bekannt; La Masa, der als Schriftsteller und als Soldat (von Venedig her) einen vortheilhaften Ruf besitzt; Baron Stocco, ein Edelmann aus Calabrien; Cairoli, einer edlen Familie der Lombardei angehörend. — An der Spitze des Geniecorps stand der Oberst Orsini, gestählt in den Kämpfen für die Freiheit Italiens und jetzt aus der Türkei herbeigeeilt, um dem kühnen Zuge seine Hülfe angedeihen zu lassen. Ein Edelmann aus Mantua, Major Acerbi, hatte Familie und Vermögen im Stiche gelassen, um dem Rufe des Patriotismus zu folgen. Er bekleidete die Stelle eines Intendanten des Corps. Francesco Crispi endlich, der geistige Urheber der ganzen Expedition, später Minister für Sicilien und Neapel, begleitete die Truppen als Civilcommissär.

War auch die große Menge der Begleiter Garibaldi's in geistiger Beziehung nicht gleich ausgezeichnet, wie die Genannten, so stand doch in einer Beziehung Keiner dem Andern nach; das war die Tapferkeit und der Kampfesmuth, welche Alle in gleich hohem Grade beseelten, eine halbe Bürgschaft des Erfolges; denn eine Schaar, in welcher jeder Einzelne von glühendem Enthusiasmus für die Sache, der er Gut und Blut geweiht hatte, entflammt war, konnte wohl durch Uebermacht aufgerieben, aber nimmer besiegt werden.

Voll Sehnsucht blickten die kühnen Garibaldianer der Küste des schönen Landes entgegen, in dessen Boden so mancher von ihnen sein Grab finden sollte, da erschallte am 6. Tage nach der Abfahrt aus dem Hafen von Genua, — am 11. Mai — der Jubelruf: „Land! — Sicilien!"

Voll freudiger Ungeduld drängten sich Alle, die das Deck fassen konnte, auf den Steuerbord, wo man die freie Aussicht auf das ersehnte Ziel hatte, und der Steuermann hielt gerade auf Marsala zu, als hätten sie kein Hinderniß ihrer verwegenen Landung zu befürchten.

Da führte ein glücklicher Zufall — wie denn überhaupt der Himmel diese Unternehmung zu begünstigen schien, — eine Fischerbarke in der Nähe des „Pie-

monte" vorüber, welcher Garibaldi und seine Begleiter trug.

Die Fischer wurden an Bord gerufen, und über die Umstände befragt, die zu wissen für die glückliche Ausführung des Planes von größter Wichtigkeit war.

Der Patron des Fahrzeuges, ein kräftiger Mann mit sonnenverbranntem Gesicht und feurig blitzendem Auge überschaute musternd die Schaar, die ihn, begierig auf seinen Bericht, umdrängte.

Er mochte die Absicht dieser Männer ahnen, hatte auch vielleicht schon etwas von den „rothen Blousen" vernommen, denn er lächelte mit dem Ausdrucke der Befriedigung, als er sagte:

„Wollen Sie an das Land, so hat Madonna Sie zur guten Stunde nach Marsala geführt; doch müssen Sie eilen, soll die günstige Gelegenheit nicht entschlüpfen."

„Wie verstehst Du das, Freund?" fragte Garibaldi, den Wort und Mienen des Fischers bereits überzeugt hatten, daß er den Namen nicht verschwendete, mit dem er ihn anredete.

Ohne sich zu besinnen, antwortete der Fischer:

„Seit drei Wochen liegen vor dem Hafen von Marsala drei neapolitanische Kriegsdampfer, und halten strenge Wache über die ganze Küste. Heute aber, vor

wenigen Stunden haben sie ganz unerwartet ihre bisherige Stellung verlassen und alle drei zugleich die Richtung gegen Trapani eingeschlagen, der Hafen ist daher in diesem Augenblick frei und unbewacht, und wenn Sie keine Zeit verlieren, können Sie ungehindert in den Hafen einlaufen."

Mehr bedurfte es nicht, um alle Kräfte aufzubieten und einige Minuten vor zwei Uhr liefen der „Piemonte" und der „Lombardo" glücklich in den Hafen von Marsala ein. Zwei kleine englische Schiffe, die hier lagen, setzten keinen Widerstand entgegen und augenblicklich begann die Ausschiffung mit jener Eile, Ordnung, Ruhe und Umsicht, welche alle Unternehmungen Garibaldi's characterisirt. Zugleich aber wurde den neapolitanischen Kreuzern die Ankunft der beiden verdächtigen Fahrzeuge telegraphisch angezeigt.

Sie säumten nicht, sich ihrem Stationsorte eiligst wieder zuzuwenden, aber als die erste Fregatte auf der Rhede erschien, waren Truppen, Artillerie, Munition und Bagage Garibaldi's bereits am Lande, und nur Garibaldi selbst, mit seiner persönlichen Umgebung, legte eben mit der Barke, aus der er die Ausschiffung geleitet und überwacht hatte, an dem Ufer an, um seinen Gefährten zu folgen, da rasselte ein Hagel von Kugeln und Kartätschen auf die Uferbrüstung

nieder oder schlug krachend gegen die Quadermauern derselben an.

Aber wie durch ein Wunder wurde nicht ein einziger Mann getödtet, oder auch nur verwundet, und eine allgemeine Salve aus tausend Musketen, der ein donnerndes „Evviva l'Italia!“ folgte, antwortete dem feindlichen Feuer.

So war also der erste Schritt glücklich gethan, aber nur wenig hätte man dadurch gewonnen gehabt, wäre nicht die erste Ueberraschung rasch und thatkräftig benutzt worden.

Und Garibaldi war nicht der Mann danach, zu zögern, wo schnelles Handeln Noth that.

Ohne Säumen drang Garibaldi mit seiner kleinen Schaar vor nach Salerni. Hier erklärte er sich feierlich im Namen Victor Emanuel's „zum Dictator von Sicilien“, indem er sagte, er sei eingeladen von den befreiten Gemeinden der Insel. Zugleich forderte er die waffenfähige Jugend auf, zu seinen Fahnen zu eilen, und danach auf Verstärkung durch die Bevölkerung hoffend, zog er weiter, die neapolitanischen Truppen aufzusuchen.

Da meldete die Vorhut, daß das Corps des General Landi, ungefähr 3000 Mann, ihnen gegenüber vor Catalafimi stände.

Garibaldi zählte mit dem Zuzuge, der ihm bisher geworden war, höchstens 1500 Streiter, und ein großer Theil derselben war an regelmäßigen Kampf nicht gewöhnt, hatte wohl sogar noch nie das eigenthümliche Pfeifen der Kugeln vernommen.

Aber wann hätte der Heldenmuth schon je seine Gegner gezählt?

Sobald Garibaldi die Nähe des Feindes gemeldet war, gab er daher den Befehl zum Vorrücken, und um 11 Uhr begann bei drückender Hitze ein Gefecht, das an Feuer der Gluth der Sonne nicht nachstand.

Um 3 Uhr Nachmittags war General Landi in seine letzte Position zurückgedrängt. Aber noch immer folgte mit unverminderter Kraft und Wuth Angriff auf Angriff, und Landi suchte einen einstweiligen Schutz hinter den Häusern Catalafimi's, um sich ohne weitern Kampf in der Frühe des nächsten Morgens nach Palermo zurückzuziehen, ohne weiteren Widerstand gegen die Heldenschaar zu wagen, die binnen so kurzer Zeit den doppelt überlegenen Feind trotz seiner vortheilhaften Positionen geschlagen.

Mächtig war der Eindruck, den der erste glückliche Kampf hervorbrachte, auf die eigenen Streiter sowohl, wie auf die Bevölkerung Siciliens, und ganz besonders auf die neapolitanischen Truppen. Diese wurden gleich

von Anfang an entmuthigt, und ihr Aberglaube, — der zu anderen Zwecken so eifrig genährt worden war, — ließ sie in den blutrothen Streitern Teufel erblicken, welche die Hölle, angethan mit ihrer Farbe, gesendet hatte, und gegen die daher jeder Kampf vergeblich sein mußte.

Noch größer, als der materielle Sieg, war daher der moralische, den Garibaldi erfochten hatte, und kühn drang er, nachdem er eine begeisternde Proclamation erlassen hatte, gegen Palermo vor, entschlossen, den Kampf gegen das Hauptcorps der Neapolitaner muthig aufzunehmen.

XIV.

Il Re Bombino.

Am reizenden Gestade des Meeres wandelte zur Zeit der Abendkühle ein einsames Paar dahin. Eine schöne, hochgewachsene junge Frau, die blauen Augen voll schwärmerischen Feuers, das liebliche Haupt geschmückt mit einer üppigen Fülle dunkelblonden Haares, der Gang fest und stolz aufrecht, ein Bild der blühendsten Jugendfrische und Kraft.

Wie ganz anders war dagegen die Erscheinung des Mannes, der an ihrer Seite ging.

Auch er schien noch in den Jahren der Jugend zu stehen. Wir sagen: „Er schien“, denn mit Gewißheit ließ sich dies nach seinem Aussehen und seiner Haltung nicht behaupten. Sein Gang war matt und schleppend, seine Knie waren gebogen, die Füße streiften dicht über

den Boden, als fehlte ihnen die Kraft, sich höher zu heben; sein Rücken war gewölbt, wie der eines alten Mannes; sein Kopf neigte sich gegen die Brust herab; sein Gesicht war erdfahl, die Haut welk, das Auge matt und erloschen; die Züge des Gesichtes waren ausdruckslos und schlaff.

Der Mann mußte entweder erst kürzlich von einer schweren Krankheit genesen sein, oder frevelnd seine Jugendkraft in Ausschweifungen aller Art vergeudet haben.

Die ganze Erscheinung des Mannes machte einen peinlichen Eindruck, um so peinlicher, je blühender und kräftiger die junge Frau an seiner Seite einherschritt.

Noch waren die Lustwandelnden nicht bis zum Kap Misene gelangt, und schon sahen sie sich von einem zahlreichen Haufen zerlumpter oder halbnackter Bettler umschwärmt, welche mit zudringlichem Ungestüm Almosen forderten.

Mit unwilliger Miene zog endlich der Mann seine Börse aus der Tasche und wühlte darin umher, als suche er nach den kleinsten Münzen.

Mit innerer Erregung sah die Frau dem einige Augenblicke zu, endlich aber flammte ihr edles Gesicht in dunkler Zornesröthe; sie riß ihrem Begleiter die Börse aus der Hand, rief dazu mit bebender Stimme:

„C'est une honte pour un roi!" *) und schleuderte sie mit dem ganzen Inhalt unter die Menge, die jubelnd darüber herfiel.

Erschrocken blickte der Mann seine Begleiterin an. Die Muskeln seines Gesichtes zuckten, sein ganzer Körper zitterte leise, denn seine Nerven waren so angegriffen, daß die geringste Aufregung ihn beinahe krampfhaft beben machte, und stammelnd sagte er, halb mit dem Tone der Entschuldigung, halb mit dem des Vorwurfs:

„Aber liebe Marie, das viele Geld —"

„Ich wiederhole Ihnen," rief sie, ihn ungestüm unterbrechend, „es ist eine Schande für einen König, sich auf solche Weise karg zu zeigen!"

Es war Marie von Baiern, die deutsche Fürstentochter, welche in gerechtem Unwillen so zu ihrem Gemahle, Franz II., sprach, dem unglücklichen und mehr als in einer Beziehung bedauernswerthen jungen Manne, dessen Schultern die Krone eine Last aufbürdete, welche zu tragen seine erschöpften Kräfte viel zu schwach waren.

Jedes selbstständigen Handelns, jedes eigenen Willens durch seine theils verwahrloste, theils knechtische Er-

---

*) Das ist eine Schande für einen König!

ziehung beraubt, beugte Franz II. demuthsvoll das Haupt unter den Vorwürfen der hochherzigen Frau, welche ein trauriges Geschick in der Blüthe ihrer Jugend und Kraft unbarmherzig an einen Gemahl gekettet hatte, der in jeder Beziehung nur der Schatten eines Mannes war.

Stumm setzte das ungleiche Königspaar noch eine kurze Strecke seinen Spaziergang fort, und kehrte dann, Beide gleich sehr verstimmt, in das Schloß nach Bajä zurück, wo der König sich während der Sommermonate häufig aufzuhalten pflegte.

Kaum hier angelangt, sollte Franz II. durch eine Nachricht überrascht werden, welche ihn in eine so große Aufregung versetzte, wie sie bei seinem entnervten Zustande möglich war.

Man machte ihm die Meldung von der Landung Garibaldi's, von dessen Einrücken in Palermo, von dem Jubel, mit dem die Bevölkerung ihn aufgenommen hatte.

Er starrte den Berichterstatter ungläubig an, und wohl hatte er zu seinem Zweifel Grund, denn man wußte ihn bisher in der Täuschung zu erhalten, daß in dem Königreiche Alles ruhig, daß von Gefahr keine Spur vorhanden sei, daß seine Unterthanen sich unter seinem milden Scepter glücklich fühlten.

Noch einmal mußte ihm die unerwartete Nachricht wiederholt werden, aber auch jetzt schien er das für unmöglich Gehaltene nicht fassen zu können. Er strich mit der Hand über die Stirn, wie ein Mensch, der sich auf etwas besinnen will und doch den gesuchten Gedanken nicht finden kann; dann preßte er die Hand fest gegen den Kopf, als wollte er einem schmerzhaften innern Drucke den äußeren beschwichtigend entgegensetzen. Darauf sah er den Berichterstatter wieder mit dem Lächeln des Irrsinns an, und auf widerliche Weise zuckten krampfhaft die Muskeln seines Gesichtes.

Plötzlich schien ein Strahl des Verständnisses sein geschwächtes Gehirn zu erleuchten. Er erinnerte sich der Ermahnungen seines sterbenden Vaters; er gedachte des Beispieles, welches dessen ganzes Leben ihm gegeben: daß die äußerste Strenge allein den Thron zu befestigen vermöchte und mit beinahe kreischender Stimme rief er:

„Man soll Palermo der Erde gleich machen, wenn es sich nicht unterwirft. — Um den Muth meiner Truppen anzuspornen, verspreche man ihnen die Plünderung aller rebellischen Ortschaften!"

Mit diesem grausamen Gebote, das ihm den Namen „Il Re Bombino" gewann, hatte der unglückliche König seine ganze Kraft erschöpft. Wie gebrochen

sank er wieder auf seinen Sessel; der Kopf fiel ihm auf die Brust herab, seine Augen waren erloschen, wie die eines Todten; convulsivisch zuckte sein ganzer Körper. Er schien seiner Auflösung nahe zu sein!

Mit finsterer Miene hatte die bedauernswürdige Königin Marie diesen ganzen Auftritt angesehen.

Wie sie jetzt den Gatten so, halb ohnmächtig, wie vernichtet, ein wahres Bild des Jammers, vor sich sitzen sah, faltete sie unwillkürlich die Hände und richtete zum Himmel einen flehenden Blick, welcher zu sagen schien:

„Allgütiger Vater im Himmel, verleihe mir Kraft, das Loos zu ertragen, welches Dein Wille mir aufgebürdet hat!“

XV.

Der Triumpfzug eines Eroberers.

Während der König von Neapel auf solche Weise entmuthigt sich zeigte und sich dem Wahne hingab, grausame Befehle allein würden hinreichen, das Unglück abzuwenden, welches drohend über seinem Haupte schwebte, den Spruch bestätigend: „Die Sünde der Väter soll an den Kindern heimgesucht werden bis in das dritte und vierte Glied!“; — während die Königin vom tiefsten Kummer erfaßt wurde über die feige Schwäche ihres Gemahls; — während Entmuthigung sich der königlichen Truppen bemächtigte, welche Sicilien gegen „die Hand voll Abenteurer“ vertheidigen sollten, — rückten diese entschlossen vorwärts, mit Zaubergewalt jeden Widerstand besiegend, der sich ihnen entgegenstellte.

Wahrlich, Aehnliches hat die Kriegsgeschichte von

den ältesten Zeiten bis auf die neuesten nicht zu erzählen, als die Waffenthaten, welche die kleine Schaar Garibaldi's vollbrachte, die zwar durch Zuzüge allmählig verstärkt wurde, die aber dennoch einen zehnfach überlegenen Feind zu bekämpfen hatte, einen Feind, der noch überdies mit einer zahlreichen Artillerie versehen war und feste Positionen, Bollwerke sogar, inne hatte, während Garibaldi bei der Landung nur vier Geschütze mit sich brachte und während seine Leute in unbeschützter Stellung ihre Angriffe machten, die freilich mit unwiderstehlicher Gluth ausgeführt wurden.

Gefecht folgte auf Gefecht, Kampf auf Kampf und jedes Gefecht, jeder Kampf war ein Sieg!

Doch es ist nicht unsere Absicht, hier die Geschichte der denkwürdigen Eroberung des Königreichs beider Sicilien durch Garibaldi zu wiederholen. Sie ist bekannt genug. Aber einzelne Züge müssen wir hervorheben, da sie dazu dienen, den Helden zu characterisiren, den die Welt bereits als ausgezeichneten General kannte, den sie in Sicilien und Neapel aber auch als gewandten und scharfsinnigen Politiker kennen lernen sollte, der es verstand, die richtigen Mittel aufzufinden, um sich die errungenen Vortheile zu sichern und neue zu gewinnen.

Gleich von allem Anfange an hatte Garibaldi für seine Pläne eine wichtige Unterstützung dadurch

gefunden, daß die niedere Geistlichkeit sich durch viele ihrer Mitglieder für seine Sache aussprach.

Der erste Geistliche, der dies that, war der Pater Giovanni von Castelvetrano.

Dieser Priester, begeistert für die Sache der Freiheit, vertauschte das Kreuz mit dem Schwerte, sammelte um sich eine tapfere Schaar von hundert Freiwilligen, die er durch das Beispiel persönlicher Tapferkeit und Todesverachtung zu Heldenthaten anfeuerte und machte dadurch einen sehr günstigen Eindruck auf die Bevölkerung, daß diese in ihrem eingewurzelten Aberglauben, der sie gegen den „excommunicirten“ Garibaldi einnahm und mit Vorurtheil erfüllte, erschüttert wurde, als sie sah, daß selbst „die heiligen Diener der Kirche“ Gemeinschaft mit ihm schlossen.

Das war kein geringer Vortheil für Garibaldi und dessen Unternehmung, aber es war immer nur etwas Halbes, und der Pater Giovanni wollte daraus etwas Ganzes machen.

Als daher Garibaldi nach dem siegreichen Kampfe bei Calatafimi gegen Palermo vordrang und sich Alcamo näherte, ritt der Pater Giovanni, der sich auf dem Marsche beständig an seiner Seite hielt, dicht zu ihm heran und flüsterte ihm zu:

„General, vergessen Sie nicht, daß Sie excommunicirt sind.“

„Ich vergesse es nicht,“ entgegnete Garibaldi lächelnd, „allein ich werde das Unglück wohl zu tragen wissen müssen, denn was sollte ich dabei thun?“

„Ich will es Ihnen sagen,“ entgegnete der Pater. „Um den Aberglauben der religiös-gesinnten Bevölkerung zu bannen, empfangen Sie in Alcamo die Segnung.“

Nach kurzem Bedenken entgegnete Garibaldi:

„Nun, meinetwegen! Ich habe nichts dagegen, obgleich ich den Nutzen einer solchen leeren Ceremonie nicht einsehe.“

Bruder Giovanni ließ sich auf weitere Erörterungen nicht ein, schien aber sehr erfreut über das erlangte Zugeständniß zu sein, setzte sein Pferd in Galopp und sprengte voraus nach Alcamo. Hier trat er in die Kirche ein, bereitete ein Betpult, ein Kissen, auf welchem Garibaldi niederknieen sollte, legte eine Stola an und erwartete den excommunicirten Helden. Als dieser zu der Thür der Kirche gelangte, stieg er vom Pferde und der Fürchterliche, dem — wie die neapolitanischen Zeitungen behaupteten — von dem Bösen die Macht verliehen worden war, Feuer aus Nase und Mund zu sprühen, ließ sich von dem ihm entgegen-

tretenden Priester wie ein Kind an der Hand leiten und sank auf den äußeren Stufen der Kirche im Angesichte der Bürger der Stadt, der Bauern der Umgegend und der zu seinen Fahnen geeilten Freiwilligen nieder auf die Kniee.

Von Bewunderung über diese Demuth ergriffen, eilte Pater Giovanni, der seiner Freisinnigkeit ungeachtet doch immer katholischer Priester blieb, in das Innere der Kirche, kehrte aber augenblicklich mit dem Allerheiligsten zurück und sagte zu der umstehenden Menge mit lauter Stimme und salbungsvollem Tone:

„Sehet hier, Ihr Alle, den Siegreichen, der demüthig vor dem die Kniee beugt, der den Sieg verleiht!"

So wurde die Wirkung der Excommunication, von der die Feinde sich so viel versprochen hatten, entkräftet und als Garibaldi, der sich ohne Rücksicht auf sein Leben überall dem heftigsten Feuer aussetzte, dessen ungeachtet von den Kugeln der Neapolitaner unverletzt blieb, entstand unter der Bevölkerung Siciliens bald der Glaube, er stände unter dem besonderen Schutze Gottes und seiner Heiligen, und dieser Glaube pflanzte sich fort bis in die Reihen der königlichen Armee und trug nicht wenig bei zu dem panischen Schrecken, welchen das persönliche Erscheinen Garibaldi's überall verbreitete, wo er während des Gefechtes sich zeigte.

Wozu konnte es auch in der That nützen, die Waffen gegen den zu wenden, den höherer Schutz unverwundbar machte?

Deshalb warfen viele Soldaten lieber ihre Waffen fort, als daß sie sich ihrer gegen den „Unverwundbaren“ bedienten. Hätten sie die Schüsse auf ihn abgefeuert, so hätten die Kugeln gar leicht von seiner Brust auf sie zurückprallen und statt des Feindes sie selbst verwunden oder gar tödten können. — — —

Nach solchen Vorgängen war es kaum zu verwundern, daß Garibaldi überall siegte, zuweilen sogar ohne Schwertstreich, und daß nach einander Palermo und Milazzo in die Gewalt Garibaldi's fielen, der darauf Anstalt traf, auch Messina anzugreifen, welches von einer zahlreichen Truppenmenge unter dem Befehle des Generals Clary besetzt war.

Am Abend des 25. Mai schien es, als würde am nächsten Tage ein allgemeiner Kampf sich entspinnen und er würde heiß und blutig gewesen sein. Allein der General Clary hatte gleich der ganzen Armee das Vertrauen auf seine Waffen verloren und am Morgen des 26. begannen die neapolitanischen Truppen die Stadt zu räumen, in welche nach und nach die zahlreich entflohenen Einwohner zurückkehrten.

Indeß wußte man sich diese Erscheinung nicht zu

erklären, denn erst am 28. wurde öffentlich der abgeschlossene Waffenstillstand verkündet, nach welchem die königlichen Truppen, in die Citadelle eingeschlossen, so wie die Freiwilligen Garibaldi's, welche im Besitze der Stadt blieben, sich gegenseitig aller Feindseligkeiten zu enthalten versprachen.

Der Wiederbeginn derselben sollte mindestens achtundvierzig Stunden vorher angezeigt werden.

So weit war es also mit dem Manne gekommen, von welchem die Zeitung von Neapel, als dort die Nachricht von dessen kühner Landung in Marsala bekannt geworden war, schrieb:

„Das Ungeheuer in Menschengestalt, Namens Garibaldi, hatte die Frechheit, an der Spitze einer Bande von Mördern die Besitzungen Sr. Majestät des Königs von Neapel anzufallen. Es ist unnöthig, zu bemerken, daß Maßregeln getroffen sind, ihn zu fangen und daß er für sein gesetzloses Unternehmen die gerechte Bestrafung erhalten wird;" —

während die in Palermo abgeschlossene Capitulation noch nicht vierzehn Tage später von derselben Zeitung mit den Worten verkündet wurde:

„Der Obercommandant der königlichen

Truppen in Sicilien hat eine Capitulation mit Sr. Excellenz dem General Garibaldi in Palermo abgeschlossen!"

Daraus mögen die Zeitungsschreiber lernen, mit ihren Beschimpfungen der Gegenpartei nicht so freigebig zu sein, wie man dies noch jetzt täglich erlebt; ungleich häufiger freilich in dem reactionairen Lager, als in dem liberalen, in welchem man sich lieber in rühmlichen Thaten, als in unrühmlichen Schimpfreden übt.

XVI.

Ein feiger Mann, — eine muthige Frau.

Die Eroberung und Organisirung Siciliens war Ende Juli vollbracht; denn wenn sich auch die Citadelle Messina's noch nicht an Garibaldi ergeben hatte, war sie doch auf keine Weise zu fürchten und ihre Besatzung außer Stande, das bereits besiegelte Geschick der Insel noch zu ändern, die schon lange die Herrschaft der Bourbonen nur mit Unwillen und verbissenem Haß erduldet hatte. Deshalb vergaß auch die Bevölkerung Siciliens über der Hoffnung auf die Zukunft die Leiden, welche die Gegenwart ihr auferlegte, und welche sie ohne Murren ertrug.

König Franz II. gelangte jetzt zu der Einsicht, daß ein Theil seines Reiches für ihn verloren sei, vielleicht für immer. Um ihn indeß wo möglich noch zurück zu

gewinnen, oder wenigstens den Theil zu bewahren, über den er im Augenblick noch herrschte, obgleich er auch hier schon seinen Thron wanken fühlte, griff er zu einem verzweifelten Mittel, das nur die äußerste Furcht ihm eingeben konnte, und über das sein unlängst verstorbener Vater, hätte er es an dem Orte, an dem er sich jetzt befand, erfahren können, sich wahrscheinlich zähneknirschend im Grabe umgedreht haben würde, vielleicht auch triumphirend gehohnlächelt hätte.

Konnte er doch nicht vergessen, daß er selbst es einst anwendete, um einen ähnlichen Sturm, wie der, welcher jetzt über Neapel hereingebrochen war, zu beschwören.

Franz II. verkündete eine Constitution.

Er bildete sich dabei ein, er ergriffe dieses mehrfach bewährte Einschläferungsmittel in der zwölften Stunde, aber er hatte es in seiner Furcht und Verblendung überhört, daß die zwölfte Stunde bereits geschlagen.

Der Entschluß der Verzweiflung blieb ohne die gehoffte Wirkung. Die Verkündung der Constitution wurde von der Bevölkerung mit dem Argwohn des Zweifels, noch mehr aber mit dem Lächeln des Hohnes aufgenommen.

Die Neapolitaner, noch mehr aber die Sicilianer, hatten es nicht vergessen, daß bereits drei Könige Neapels eine Constitution verliehen und beschworen,

die Eide aber jedesmal gebrochen hatten, sobald sie dazu die Macht in Händen zu haben glaubten, und sie sahen nicht ein, weshalb sie dem vierten, von der dringendsten Noth erzwungenen Eide mehr Glauben und Vertrauen schenken sollten, als den drei nicht gehaltenen Schwüren. Wußten Sie doch überdies, daß im schlimmsten Falle der Papst, wie schon früher, bereit sein würde, den Monarchen von dem Eide zu entbinden, und daß dann der Dispens des heiligen Vaters den Meineid zum Rechte von Gottes Gnaden stempelte.

Der Erlaß einer Constitution diente deshalb unter solchen Umständen nur dazu, den Beweis zu liefern, daß die Regierung ihre Ohnmacht erkannte und daran verzweifelte, sich auf andere Weise erhalten zu können, als durch die Anwendung des früher schon mehrmals mit glücklichem Erfolge benutzten constitutionellen Possenspieles.

Die Wirkung des Schrittes, an dessen Aufrichtigkeit im ganzen Lande vielleicht nicht ein Mensch glaubte, am wenigsten aber wahrscheinlich dessen Urheber selbst, war daher für den kühnen Eroberer eher günstig als nachtheilig. Viele, und unter diesen manche der feilen Creaturen, welche bisher die eifrigsten Werkzeuge der Willkühr gewesen waren, gaben schon jetzt Garibaldi den Titel „Dictator“, den er sich selbst beigelegt hatte,

zitterten im Voraus vor Dem, der vielleicht schon in wenigen Tagen Herr über ihr Leben und ihren Tod, jedenfalls aber über ihre ganze amtliche Stellung war, und nicht gering zeigte sich die Anzahl der höheren, besonders aber der niederen Beamten, und ganz besonders derer der Polizei, die ihr Benehmen so einzurichten suchten, daß sie hoffen durften, keiner zu strengen Verantwortung sich ausgesetzt zu sehen, wenn vielleicht schon binnen wenigen Tagen der „Gottseibeiuns" — für welchen Garibaldi noch vielseitig gehalten wurde, mit seinen, in die Leibfarbe der Hölle gekleideten, Helden siegreich in Neapel einzog.

Dieser Einzug aber stand schon in kurzer Zeit zu erwarten, denn bereits hatte sich die Schreckenskunde verbreitet, daß Garibaldi die Meerenge, welche Sicilien von dem italienischen Festlande trennt, überschritten habe und an der Küste Calabriens gelandet sei; und nur zu bald bestätigte sich die Wahrheit dieses Gerüchtes.

Nun aber zeigten sich in gerechter Vergeltung die Früchte des Samens, den die Bourbonen seit Generationen dadurch ausgestreut hatten, daß sie das Volk auf jede Weise zu verdummen und zu entnerven versucht hatten.

Die Soldaten, auf welche die tyrannische Machtherrschaft sich zu stützen vermeint hatte, gehörten eben-

falls dem verdummten Volke an, und von abergläubischer Furcht ergriffen, desertirten sie massenhaft, oder wo in helleren Köpfen, oder unter Begünstigung besonderer Umstände, noch ein Funke des Patriotismus und der Freiheitsliebe übrig geblieben war, da traten die davon erfüllten Männer zu den sogenannten Feinden über, in denen sie, geleitet von einem Triebe der Natur mehr, wie von einer klaren Erkenntniß der Dinge, vielmehr ihre Retter erkannten.

Entmuthigt war durch die Gewalt der Ereignisse der bedauernswerthe greise Jüngling, der auf dem wankenden Throne Neapels saß; rathlos, mit bleichen Gesichtern, umstanden ihn die Männer, die sonst so schnell Rath zu ertheilen gewußt hatten, wenn es galt, Gewaltmaßregeln vorzuschlagen und zu empfehlen. Aber die, vor denen sonst das ganze Land gezittert hatte, zitterten jetzt selbst vor einem Manne, aber einem wahren Manne, den sie, die Erbärmlichen, noch vor wenigen Tagen mit Schmähungen und Beschimpfungen der gemeinsten Art überhäuft hatten, und vor dem sie jetzt Gnade flehend auf die Knie gesunken sein würden, wäre er plötzlich mit geschwungenem Schwerte und Zorn und Rache funkelndem Blicke in ihre Versammlung getreten.

Es bedurfte kaum dieser Entmuthigung seiner Rathgeber, um den unglücklichen, schwachen König Franz,

den schon ein plötzlich und unerwartet abgefeuerter Schuß in ein nervöses Zittern versetzte, zu dem Entschlusse zu bewegen, die Hauptstadt seines Reiches, ohne Widerstand zu leisten, selbst ohne ihn zu versuchen, dem immer näher rückenden siegreichen Feinde zu überlassen, den, wo er sich zeigte, die ganze Bevölkerung jubelnd wie den Erretter von einem unerträglichen Joche begrüßte.

Franz II. erkannte, daß der Thron seiner Väter für ihn verloren sei, — wenigstens für den Augenblick — und er faßte den muthlosen Entschluß, ihn widerstandlos dem einfachen Abenteurer zu überlassen, der an der Spitze einer kleinen Schaar von Tapferen den Angriff auf sein mächtiges Reich gewagt und bisher siegreich durchgefochten hatte; zu überlassen, erfüllt von der Hoffnung, den Thron seiner Väter, wie dies schon früher geschehen war, durch die Hülfe fremder Bajonette wieder zu erobern, oder vielmehr als großmüthiges Geschenk zurück zu erhalten.

Schon war daher der Entschluß gefaßt, aus Neapel zu entfliehen, ohne den Widerstand auch nur zu versuchen, als die hochherzige deutsche Fürstentochter, die den Thron theilte, davon Kenntniß erhielt, und von Unwillen erfüllt, ihrem Gemahl durch die dringendsten Vorstellungen den Muth einzuflößen versuchte, den die Natur und die unglücklichen Einflüsse, welche über seiner

Erziehung walteten, ihm zugleich mit seiner körperlichen Kraft und Entschlossenheit raubten, der aber das Herz der edlen, jugendkräftigen Wittelsbacherin durchglühte.

Vergebens! Alles, was die Königin durchzusetzen vermochte, war, daß der König den Entschluß faßte, nicht dem Beispiele seiner Stiefmutter und eines Theiles seiner Familie zu folgen, und sogleich seinem Reiche als Flüchtling den Rücken zu wenden, sondern auf dem festesten Punkte, den Neapel bot, der nach einer früheren, heldenmüthigen Vertheidigung beinahe für unüberwindlich galt, in der Seefestung Gaeta, einen letzten Widerstand zu versuchen, um hier abzuwarten, ob irgend ein günstiger Umstand im Innern, ob irgend eine kräftige Unterstützung von Außen, ihn wieder auf den Thron erheben würde, den seine Vorfahren vielseitig verwirkt hatten, und auf den er vom Schicksal nur berufen worden zu sein schien, um fremde Sünden zu büßen.

Das Herz von Kummer und von noch bitterern Gefühlen erfüllt, sah die Königin sich gezwungen, diesem Beschlusse ihres Gemahles sich zu fügen, aber sie that dies nur, indem sie bei sich selbst das Gelübde ablegte, dem deutschen Heldennamen, den sie trug, Ehre zu machen, und in Gaeta Alles aufzubieten, um den König, der dort von manchem verderblichen Einflusse befreit war, zu einer heldenmüthigen Vertheidigung anzu-

spornen, — wenn seine abgespannten Nerven einer solchen nur irgend fähig sein sollten.

Nicht ohne Widerstreben fügte König Franz II. sich diesem Verlangen seiner hochherzigen Gemahlin, denn nur mit Zittern erinnerte er sich daran, was er in seiner traurigen, freudlosen Jugend während seines langjährigen gezwungenen Aufenthaltes in Gaeta zu erdulden gehabt hatte, und beinahe instinctmäßig zitterte er vor der Rückkehr dahin, denn noch ungleich größere Leiden als die, welche seine Jugend unter strenger Zuchtruthe nach der einen Richtung, neben zügelloser Freiheit nach der andern, ihm auferlegt hatte, standen ihm jetzt dort bevor. Sollte doch er, dessen geschwächte Nerven schon nach einem Schusse längere Zeit erbebten, dem fortgesetzten Donner der Kanonen ausgesetzt werden, und nur mit Schaudern dachte er an diese mit jeder Minute, vielleicht mit jeder Sekunde, sich erneuernde Marter.

Aber er hatte nicht die Kraft, eine andere Wahl zu treffen, und dem sich fügend, was er in dem Aberglauben, der ihm, wie dem ganzen Volke, von Kindheit an eingeimpft worden war, als eine Fügung des Himmels erkannte, erklärte er sich bereit, sobald die Noth es erheischte, Neapel zu verlassen, und sich — Untergang oder Rettung erwartend — in die festen Mauern Gaetas einzuschließen.

XVII.

Ein König und ein Held.

Der muthlose Entschluß, den Franz II. gefaßt hatte, seine Residenz dem herannahenden Garibaldi zu überlassen, ohne auch nur den Versuch einer Vertheidigung zu machen, verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt.

Ein Theil der Bevölkerung wurde dadurch mit freudigem Jubel erfüllt, und dies war der bei weitem zahlreichste Theil, denn er bestand aus Allen, die unter dem unerträglichen Joche der bisherigen Willkürherrschaft geseufzt hatten, und die jetzt die Freiheit tagen sahen, nach welcher sie sich seit so langer Zeit sehnten.

Einen andern Theil durchdrang die Nachricht mit Schreck, mit Todesfurcht. Das waren die Machthaber oder Schergen der Tyrannei, unter diesen besonders

die Beamten der Polizei, die sich in diesem Augenblicke wohl sagen mußten, daß sie, theils auf Befehl ihrer Vorgesetzten, theils aus eigener Willkür, so manche Handlung der Roheit oder Grausamkeit begangen hatten, für welche sie eine gerechte Rache fürchten mußten, und diese hatten hinreichende Ursache, für ihr Leben zu zittern.

Zahlreiche Flüchtlinge strömten daher zu dem Thore hinaus, das nach Gaeta führte; denn allgemeinen Glauben fand die Kunde, der König beabsichtige hinter den Mauern dieser berühmten Veste einen verzweifelten Widerstand zu leisten, wohl gar von dort aus mit fremdem Beistande sein verlorenes Reich wieder zu gewinnen, und wer von dem Königthume noch etwas zu hoffen, oder von dem heranziehenden Eroberer etwas zu fürchten hatte, dabei auch die Flucht möglich machen konnte, der trachtete danach, unter den königlichen Fittichen Schutz zu suchen und dadurch zugleich einen freilich sehr zweifelhaften Beweis der Treue und Anhänglichkeit an das Königshaus zu geben.

Noch ein anderer Theil der Bevölkerung — und die Zahl desselben war nicht gering, — murrte laut über den Beweis der Feigheit. Dieser Theil bestand zumeist aus der Masse des Pöbels, der sich in der Voraussicht eines Kampfes, der sich bis in die Straßen der Stadt erstrecken konnte, auf eine weit-

greifende Plünderung gefreut hatte, bei welcher, wie dies bei ähnlichen Veranlassungen schon mehrmals geschehen war, jeder politische, wie jeder Privat-Haß Befriedigung fand, und bei der die Regierung den Lazzaroni's die unbedingte Freiheit zu jeder Zügellosigkeit und Schandthat gegen alle ihr mißliebigen Personen zu geben pflegte.

An eben dem Tage nun, als das Gerücht von der bevorstehenden Flucht des Königs sich in Neapel verbreitete, trat ein Mann, gebückt durch Last der Jahre, welche allem Anschein nach über die achtzig hinaus gingen, mit einer für sein Alter ungewöhnlichen Lebhaftigkeit in ein kleines Hofstübchen, welches in einer der finstersten und engsten Gäßchen nahe der Toledostraße lag.

Das Stübchen verrieth unerkennbar die Armuth seiner Bewohner, aber dennoch zeigte es die höchste Sauberkeit, und es fehlte selbst nicht eine gewisse Zierlichkeit, wie nur weibliche Hände sie bei dem scheinbar gänzlichen Mangel aller äußern Hülfsmittel zu verleihen wissen.

Das einzige Auge des Greises funkelte in beinahe jugendlichem Feuer, und mit freudig bebender Stimme rief er, indem er sich erschöpft auf einen der Sessel

sinken ließ, welche zu dem spärlichen Geräth des Stübchens gehörten:

„Freue Dich mit mir, Eugenie! — Der Tyrann entflieht feige vor dem siegreichen Helden. In wenigen Tagen, — vielleicht morgen schon, — nimmt der tapfere Garibaldi Besitz von Neapel, und so hoffe ich es denn noch, ehe ich in das Grab sinke, zu erleben, daß der Sohn meines theuren, ewig unvergeßlichen Gebieters den Thron seines Vaters besteigt!"

„Ach, Oheim," entgegnete die Matrone, die der Einäugige mit dem Namen Eugenie angeredet hatte, und in welcher wir nach langer Trennung die Schwester Jean Aubusson's wieder begrüßen, „wie kannst Du Dich denn nur einer solchen Täuschung hingeben? — Der Name Murat ist in Neapel längst vergessen, und wenn Franz II. wirklich aus dem unglücklichen Lande verjagt wird, — was Gott der Allmächtige allerdings geben möge, — dann wird doch sicher nicht der Prinz Murat, den im Lande Niemand kennt, es sein, dem der erledigte Thron zufällt!"

„Und weshalb nicht?" rief der Einäugige, sich bei dem Widerspruche ereifernd, den er von dieser Seite nicht erwartet zu haben schien. „Wer könnte ein größeres Recht auf den Thron haben, den die Bourbons durch eine ununterbrochene Reihe von Sünden

und Verbrechen verwirkten, wie der Sohn des letzten Königs, der das Reich beherrschte, als dieses verhaßte Geschlecht dem Lande durch fremde Bajonette wieder aufgezwungen wurde."

„Das Alles mag ganz richtig und wahr sein," entgegnete Eugenie, indem sie mit dem Ausdrucke des Zweifels den Kopf schüttelte; „ich wünsche Dir auch von Herzen die Verwirklichung Deiner Träume, aber ich fürchte, daß es eben nur Träume sind, und daß Du Dir eine bittere Täuschung bereitest, indem Du Dich ihnen zu sehr hingiebst!"

„Das verhüte Gott!" rief der Greis erschüttert, und indem Leichenblässe seine runzlichen, eingefallenen Wangen überzog; und mit neu auflodernden Jugendfeuer fügte er dann hinzu:

„Aber so wahr ich François Aubusson heiße und unter dem tapfern Murat nicht unrühmlich gefochten habe, will ich wenigstens thun, was an mir ist, um dem Sohne meines unvergeßlichen Königs und Feldherrn zu seinem Rechte zu verhelfen!"

„Was beabsichtigst Du, Onkel?" fragte Eugenie entscheiden.

„Sei unbesorgt, auch wenn ich es Dir noch nicht sage," entgegnete François. „Mein Entschluß steht fest, und ich fürchte, daß Deine etwaigen Gegenvor-

stellungen mich wankend machen möchten. Sei dabei aber überzeugt, daß es nichts Unrechtes, nichts Unehrenvolles ist, auf das ich sinne. — Seitdem Du bei mir lebst, meine gute Eugenie," fuhr er fort und ergriff dabei liebkosend ihre Hand, „bin ich ein ganz anderer Mensch geworden, oder wenigstens ein viel besserer, wenn auch selbst Du meine innerste Natur nicht zu ändern vermochtest. — Aber die Gerechtigkeit wirst Du mir gewiß widerfahren lassen, daß ich Deinen Vorstellungen Gehör gegeben habe, und jeden Erwerb, der sich nicht mit den Forderungen der strengsten Rechtschaffenheit vertrug, verwarf, so oft es mir auch tief und schmerzlich in das Herz schnitt, die einzige Tochter meines theuren, geliebten Bruders Noth und Entbehrungen aller Art ertragen sehen zu müssen."

Er ließ bei diesen Worten den Blick trübe in dem öden Gemache umherschweifen, das ihm nur wenige Gegenstände bot, auf denen er haften bleiben konnte.

Schmeichelnd ergriff Eugenie seine harte, schwielige Hand, und indem sie dieselbe freundlich streichelte, sagte sie besänftigend und tröstend:

„Betrübe Dich darüber nicht, mein guter Onkel, sondern sei vielmehr überzeugt, daß Du auf diese Weise nach den harten Schicksalsschlägen, die mich trafen —"

„Dich!?“ fiel er ihr mit dem Tone des Vorwurfs in das Wort.

„Uns!“ entgegnete sie herzlich, — „daß Du auf diese Weise zu dem mir noch vergönnten Glücke ungleich mehr beigetragen hast, als wenn ich mit beunruhigtem Gewissen eine Art von Wohlstand hätte genießen können.“

„Du gutes, redliches, bescheidenes Weib,“ sagte der alte einäugige Bettler, indem er innig die Hand seiner Nichte drückte. „Doch gieb nur das Vertrauen auf die Gnade Gottes nicht auf, und Dir wird gewiß noch ein sorgenfreies, freudenreiches Alter werden.“

„Wie Gott will,“ entgegnete sie trübe; „doch ist dazu freilich nur wenig Aussicht vorhanden! — Jean — Carlo!“ rief sie dann schmerzlich, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, und brach in einen Strom von Thränen aus.

„Nur ruhig! Nur ruhig, mein Liebling,“ tröstete sie der Greis. — „Morgen ist, wie mir eine dunkle Ahnung sagt, ein wichtiger Tag in unserem Leben! — Ich spreche jedenfalls mit dem General Garibaldi.“ —

„Wie wolltest Du das anfangen?“ unterbrach sie ihn.

„O, das ist bei dem ganz leicht,“ antwortete er mit dem Tone der Ueberzeugung. „Garibaldi, der Mann des Volkes, ist für Jeden aus dem Volke zu-

gänglich, wie kein geborener Fürst, selbst nicht Victor Emanuel, dessen Leutseligkeit mit Recht so laut gepriesen wird. — Wäre er aber auch abgeschlossen, wie die Tyrannen zu sein pflegen, ich würde den Weg zu seinem Ohre dennoch zu finden wissen. — Das laß Du nur die Sorge eines alten Soldaten sein, der es unter dem tapfern Murat gelernt hat, des Todes wie eines Schreckgespenstes für Kinder zu spotten. — Wußte François Aubusson im entscheidenden Augenblicke den Weg in den streng bewachten Königspalast Murat's zu finden, so wird er wohl auch zu dem Volksmanne Garibaldi zu gelangen wissen."

Eugenie entgegnete nichts, und Beide gaben für einige Augenblicke ihren Träumereien über die nächste Zukunft nach, wenn auch dabei ihre Gedanken ganz entgegengesetzte Richtungen verfolgten.

Endlich sagte François:

„Laß uns jetzt aber zur Ruhe gehen, Eugenie. Ich fühle mich erschöpft, obgleich das beinahe eine Schande ist, da ich erst im nächsten Monate meinen sechs und achtzigsten Geburtstag feiere; das heißt," fügte er mit trübem Lächeln hinzu, „wenn ich noch so lange lebe, denn mir ist jetzt oft zu Muthe, als schwänden meine Kräfte so schnell, daß es mit mir rasch zu Ende geht. Aber eher kann, eher will ich nicht sterben,

als bis der Tyrann eben so wie mein hochverehrter König Murat als Flüchtling sein Land verlassen muß."

„Du magst in Deinem Hasse gegen Franz II. nicht ganz Unrecht haben, Onkel," sagte Eugenie, „aber im Grunde ist er doch mehr zu beklagen, als zu verdammen, denn er büßt für die Sünden Anderer."

„Immerhin!" entgegnete François mürrisch. „Aber büßen muß er. — Nun jedoch gute Nacht! — Hoffentlich steigt morgen die Sonne der Freiheit an dem Himmel für uns empor."

Der Greis hatte die Wahrheit mit prophetischem Geiste verkündet, denn am nächsten Tage — es war der in der Geschichte Neapels ewig denkwürdige 7. September, verbreitete sich schon im Laufe des Morgens die Kunde: König Franz ist entflohen — Garibaldi kann jeden Augenblick seinen Einzug halten.

Das Gerücht log nicht, davon überzeugten sich nicht nur die Wenigen, welche mit gleichgültiger Miene dem Wagen folgten, durch dessen hinaufgezogene Fenster man den König und die Königin erblicken konnte, die sich finster und von einander abgewendet in die entgegengesetzten Ecken drückten, sondern auch die zahllosen Tausende, welche dem erwarteten Helden entgegen zogen, der ihnen die Befreiung von dem Joche brachte, das

schon seit einer so langen Reihe von Jahren ihre Nacken wund drückte.

Und er kam in der That, der Held Garibaldi.

Wie der flüchtige König, nur von wenigen seiner treuesten Diener begleitet, die zu Pferde seinen Wagen umgaben, zu dem einen Thore hinaus Neapel verließ, so hielt nur kurze Zeit darauf Garibaldi, ebenfalls von einem geringen Gefolge umgeben, durch das entgegengesetzte Thor seinen Einzug.

Aber wie verschieden war das Geleite, welches man Jenem gab, von dem Empfange, den man Diesem bereitete.

Tausende drängten sich ihm mit dem Ausdrucke der Freude, der Hoffnung in den blitzenden Augen, entgegen, und als er endlich erschien, der lange und sehnlich Erwartete, als die breiten Schultern, die hoch gewölbte Brust, die ihm seiner Mittelgröße ungeachtet etwas Titanenhaftes verleihen, — als das rothe Flanellhemd, das leicht um den Hals gewundene Seidentuch, die lichtgrauen Hosen und der federgeschmückte Kalabreserhut den Dictator erkennen ließen, da erschütterte ein tausendstimmiges: „Evviva Garibaldi!“ das nicht enden zu wollen schien, die Luft.

Ernst, und dennoch in strahlender Heiterkeit, glitt das Feuerauge Garibaldi's über die zahllose, Kopf

an Kopf gedrängte Menge hin und während er freundlich grüßend mit der Hand nach rechts und links winkte, da schien ein gerechter Stolz seine Brust noch höher zu schwellen; gerecht, sagen wir, denn er war mit einer Hand voll Menschen der Eroberer eines mächtigen Königreichs geworden, und hatte den Herrscher, dem ein zahlreiches, wohldisciplinirtes Heer gehorchte, besiegt, verjagt. Doch nicht sich selbst, nicht seinem eigenen Verdienste, schrieb er das Große, das Unglaubliche zu, das er zum Staunen der ganzen civilisirten Welt vollbracht hatte, sondern nur der heiligen Sache, für die er das Schwert erhob, der Sache der Menschheit, der Freiheit.

Und das Wunder war vollbracht. — Das Joch der Tyrannei, der beispiellosen Bedrückung, Ungerechtigkeit und Grausamkeit, gebrochen, — gebrochen mit Gottes gnädigem Beistande für immer in diesem gesegneten — unglücklichen Lande.

Voll Bewunderung hingen die Augen Aller an dem Helden, dessen äußere Erscheinung Viele glänzender, das Auge befriedigender gewünscht haben mochten, denn vor allen andern Völkern sind die Neapolitaner prachtliebend. Aber hier vergaß die Menge willig über dem strahlenden Ruhme das Gold und die Edelsteine, in denen andere Eroberer zu blitzen pflegen.

So umwogt von der jubelnden Menge, begleitet von beständig wiederholten Lebehochs, erreichte der Zug, der in dem Gedränge nur langsam vorwärts schreiten konnte, das Innere der Stadt, da brach sich aus den Reihen, welche die blumenbestreute Toledo-Straße umsäumten, ein Mann gewaltsam Bahn bis auf den schmalen freien Raum, den die Ehrerbietung des Volkes neben dem gefeierten Helden ließ.

Es war ein hochbetagter Greis mit spärlichem Silberhaar, und sich nach zog er an der einen Hand eine Frau, welche die Blüthe der Jugend auch bereits weit hinter sich hatte.

Ohne sich durch den unwilligen Ruf: „Zurück!“ der rings um ihn her erschallte, zurückhalten zu lassen, eilte François Aubusson — den unsere Leser bereits erkannt haben werden — grade auf Garibaldi zu und griff keck nach dem Zügel seines Pferdes.

Doch schon hatte Garibaldi ihn angezogen, im ersten Augenblicke überrascht durch eine solche Kühnheit, doch ohne ein Zeichen der Besorgniß.

Als er aber den schwachen, vor Alter und Aufregung zitternden Greis das Auge zu sich erheben sah, da sagte er mit sanfter Stimme und mit dem Tone der Theilnahme:

„Was wollt Ihr, Alter? — Habt Ihr irgend eine Bitte, so sprecht sie aus.“

„Heil dem Helden, der den Tyrannen verjagte!“ entgegnete François, und entblößte ehrerbietig sein Haupt. „Neapel gehört Ihnen, General, aber ich glaube nicht, daß Sie den erledigten Thron besteigen wollen?“

„Nein, gewiß nicht, Alter!“ entgegnete Garibaldi, lächelnd über diese Frage, erfreut zugleich aber auch durch das Vertrauen, das in derselben lag.

„Ich wußte es ja!“ sagte Aubusson. „Gewiß aber werden Sie es dem rechtmäßigen Erben zurückgeben, — dem Sohne des Heldenkönigs Murat!“

Garibaldi's Stirn verfinsterte sich und beinahe heftig entgegnete er:

„Was fällt Euch ein! Ein Murat auf dem Throne Neapels! — Ein Ursupator statt eines andern?“

Schmerzlich, wie in das Herz durch ein tödtliches Geschoß getroffen, zuckte der Anbeter Murat's zusammen; Leichenblässe überzog das Gesicht des Greises und er stammelte:

„War König Murat nicht ein Held?“

„Das war er,“ erwiederte Garibaldi; „aber er war ein Franzose und der Thron Neapels gebührt nur einem Fürsten von italienischem Stamme, — Victor

Emanuel heißt von diesem Augenblicke an der König von Neapel."

Aubusson zitterte heftig am ganzen Leibe; nur mühsam hielt er sich, fest auf seinen Stock gestützt, aufrecht, und indem er das brechende Auge auf Garibaldi richtete, preßte er mühsam die Frage hervor:

„So ist also keine Hoffnung, daß Murat König werde?"

„Keine, so lange ich das Schwert zu führen vermag!" entgegnete rauh der Dictator, den schon der bloße Gedanke, einen Fremden auf dem Throne Italiens zu sehen, zu erbittern schien.

Aubusson preßte die Hand auf das Herz, als fühlte er es brechen; dann sank er in sich selbst zusammen, indem er, auf Eugenie deutend, kaum hörbar hauchte:

„General, sorgen Sie für dieses unglückliche Opfer bourbonistischer Tyrannei, dem in mir die letzte Stütze stirbt."

Seine Augen schlossen sich und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust.

Von Theilnahme ergriffen, sagte Garibaldi zu Eugenie, die über ihren Oheim niedergesunken war:

„Suchen Sie mich noch heute Abend auf, und halten Sie sich meines Beistandes versichert."

Darauf wendete er sich gegen die Menge und rief: „Freunde! Leistet dem Unglücklichen Hülfe!“

Ein ganzer Schwarm drängte sich herbei, dem Rufe zu entsprechen und während Garibaldi weiter ritt, wurde François Aubusson in ein benachbartes Haus getragen, wo man ihn zum Bewußtsein zurückzurufen bemüht war.

Vergebliche Mühe.

Mit seiner letzten Hoffnung, den Sohn seines hoch und treu verehrten Königs Murat auf dem Throne Neapels zu sehen, war auch sein Leben entflohen, und nur eine Leiche brachte Eugenie nach ihrer ärmlichen Wohnung zurück, an deren Schwelle ihr jetzt das erbarmungslose Elend entgegengrinzte.

XVIII.

G a e t a.

In der Festung Gaeta, gleich stark gegen das Meer wie gegen das Land, wurde der letzte Kampf um den Besitz des Königreiches ausgefochten.

Alles, was noch in Liebe und Treue an König Franz II. hing, oder was durch persönliches Interesse, durch die Furcht vor Bestrafung eigener angehäufter Sünden, an ihn und sein Geschick gefesselt war, hatte sich nach diesem stärksten Bollwerke Neapels geflüchtet, das mit Recht für eine Veste ersten Ranges gilt und bei heldenmüthiger Vertheidigung schon mehrfach seinen Ruhm und seine Festigkeit bewährte.

Schützend das gekrönte Haupt des letzten neapolitanischen Bourbon lag vor dem Hafen die Flotte des Herrschers, der das gewichtige Wort gesprochen: „Italien

soll frei sein von den Alpen bis zur Adria!" und der diesem unerfüllt gebliebenen Worte den von dem drohend erhobenen Kaiserschwerte begleiteten Ruf folgen ließ:

„Keine Intervention!"

Ein Ruf, dem er selbst durch seine Flotte vor Gaeta Hohn sprach, während alle anderen Herrscher sich demselben demüthig beugten.

So auf der Seeseite gegen jeden Angriff gesichert, bewährte Gaeta seinen alten Ruhm durch eine heldenmüthige Vertheidigung auf der Landseite; aber es zeigte sich hier freilich mehr der niederdrückende Heldenmuth der Verzweiflung, als der begeisternde der Siegeshoffnung!

Wie hätte auch in der That diese Hoffnung in der Brust der Kämpfer entstehen sollen, deren Eifer und Zuversicht nicht durch den König Franz II. angefeuert wurden, sondern nur durch die Todesverachtung der Königin Marie.

Während der Mann, dessen unglückliche, durch eigene und fremde Schuld herbeigeführte Nervenschwäche ihn bei jeder Geschützlage krampfhaft erbeben machte, in den festen Kasematten sein Leben vor den unablässig niederschmetternden feindlichen Geschossen in Sicherheit zu bringen trachtete, sprengte das muthbeseelte Weib,

das den Thron des Beklagenswerthen durch ein unerklärliches Verhängniß zu theilen bestimmt war, eine kriegerische Amazone, von Punkt zu Punkt, durch ihre Gegenwart selbst den Muthlosesten anfeuernd.

Sie scheute nicht die Kugeln, die todbringend ihr schönes Haupt umschwirrten. Wer hätte sich auch der Kampfeslust, des kriegerischen Enthusiasmus zu erwehren vermocht, wenn sie unerwartet da erschien, wo die Gefahr am größten war, umwallt von dem weiten, flatternden Mantel, auf die Locken keck den Federhut gedrückt, die zarten Füße bekleidet mit schweren Stiefeln, deren funkelnde Sporen kein bloßer Zierrath waren, denn oft trieben sie den zögernden Renner durch kräftige Stöße dem heftigsten Feuer entgegen.

Wo die Königin sich zeigte, da wurde sie mit enthusiastischem Jubelgeschrei begrüßt und allgemein war die Bewunderung, die sie erregte. Verschwand sie aber in der Ferne, um auch auf anderen bedrohten Punkten gleiche Begeisterung hervorzurufen, dann runzelten sich hinter ihr die Stirnen und mit dumpfem Ton, aus welchem oft nicht undeutlich die Verachtung hervorklang, ertönte oft die Frage:

„Wo ist denn der König?“

„In der bombenfesten Kasematte!“ lautete meisten-

theils die halb geflüsterte Antwort und ein unterdrücktes Lachen des Hohns folgte derselben.

Einen Menschen aber gab es in Gaeta, welcher diese Bewunderung vor dem Heldenmuthe der Königin nicht zu theilen schien, der vielmehr jedes Mal die Hände krampfhaft ballte, so oft ihr Erscheinen zu der Verlängerung des Widerstandes gegen die immer heftiger werdenden Angriffe des Kämpfers Garibaldi begeisterte.

Zwei Menschen waren es, welche die muthige Königin mit Blicken des Unwillens, des Hasses beinahe betrachteten, könnten wir sagen, wäre nicht der eine der beiden Männer nur noch das spöttisch verzerrte Bild eines Menschen gewesen; denn die Kräfte seines Körpers waren gebrochen, so daß er sich nur mühsam, gestützt auf den Arm eines Begleiters, fortschleppen konnte und das Licht seines Geistes war verdunkelt, so daß es nur in einzelnen hellen Blitzen aufzuckte, wenn der Begleiter, der sich seiner Hülflosigkeit erbarmt hatte, ihm einige Worte mit unheimlicher Stimme mahnend, doch leise in das Ohr raunte.

Diese beiden Männer, von denen nur der eine selbstbewußt und mit verbissener, täglich wachsender Wuth auf die verlängerte Vertheidigung sah, waren ein militairischer Festungssträfling, mit der Kette am Fuße für Lebenszeit zu den schwersten Arbeiten verurtheilt

und ein Züchtling des Bagno, der vor einiger Zeit durch irgend einen Zufall unter die Strafgefangenen des Castel Vecchio versetzt worden war, welches trotz der vier massiven Thürme an seinen vier Ecken kaum noch für ein Befestigungswerk der Vertheidigung dienen konnte, wie in früheren Zeiten, und deshalb auch nur noch als Gefängniß von Bedeutnng war.

Als die Angriffe auf die Festung heftiger wurden, waren die zahlreichen Gefangenen des Castel Vecchio der Garnison im Wege, wohl gar eine Gefahr für dieselbe, da der größte Theil derselben aus politisch Bestraften oder Verdächtigen bestand, denen sich wohl irgend ein Verrath zutrauen ließ. Man wußte sich zu helfen. Die Gefährlichsten wurden unsichtbar, Andere zum Thore hinausgejagt, die aber, denen man allenfalls trauen zu dürfen glaubte, unter die Vertheidiger eingereiht.

Wirklich und unbedingt in Freiheit gesetzt wurde nur der Eine, dessen wir oben erwähnten, ein Mann, der hoch in den Siebzigen zu stehen schien, obgleich er in der That nur mehre sechzig Jahre zählte und den die jahrelange schwere Haft, sowie die grausame Behandlung stumpfsinnig gemacht hatte, so daß er für ganz unschädlich betrachtet wurde. Er war daher auch beinahe nur noch aus Gewohnheit gefangen gehalten worden und kaum erinnerte sich der Kerkermeister noch,

daß er unter dem Namen Jean Aubusson in die Gefängnißlisten eingetragen war.

Als der Unglückliche sich so unerwartet in Freiheit sah, wußte er sich dies Ereigniß nicht zu deuten und nachdem er unwillkürlich die Straße entlang gegangen war, blieb er unentschlossen stehen, denn er wußte nicht, in welche der Straßen, die sich hier kreuzten, er einbiegen, noch was er überhaupt mit seiner Freiheit beginnen sollte.

Wie er so dastand, hörte er plötzlich neben sich das Rasseln einer Kette und schüttelte sich schaudernd, denn es wurde dadurch in ihm die Erinnerung an seinen Aufenthalt in dem Bagno geweckt, wo auch er dazu verurtheilt war, die schweren Ketten zu schleppen, gemeinschaftlich noch dazu mit einem der nichtswürdigsten Verbrecher unter den vielen Verruchten, welche die Gerechtigkeit ausgestoßen hatte aus der menschlichen Gesellschaft.

Es war jener Militairsträfling, dessen wir oben erwähnten, welcher den Schrecken des bejammernswerthen Jean Aubusson erweckte. Er ging zu einer der Arbeiten an den Festungswerken, zu denen die Sträflinge jetzt meistentheils verwendet wurden, und streifte beinahe an den Blödsinnigen an, den er kaum bemerkt hatte, so finster blickte er vor sich nieder.

Bei der unsanften Berührung schrie Jean auf und sah dem Sträflinge dabei gerade in das Gesicht. Plötzlich ging in seinen Zügen eine merkwürdige Veränderung vor. Aus der Nacht des Geistes schien das Licht des Verstandes hervorzuleuchten; seine Augen, bisher matt und erloschen, blitzten; hastig streckte er den abgemagerten kraftlosen Arm gegen den Sträfling aus, faßte ihn an der Brust, starrte ihm in das Gesicht und rief mit einem unbeschreiblichen Ausdruck:

„Bist Du nicht —?“

Aber er vermochte nicht, den Namen auszusprechen, der ihm auf der Zunge schwebte. Sein Gedächtniß verließ ihn und wie um es zu sammeln, fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, indem er murmelte.

„Palermo! Palermo!“

Verwundert über ein solches Wesen, sah der Sträfling den Blödsinnigen an, dessen ganze Erscheinung das höchste Elend verrieth. Dabei sagte er rasch:

„Wer soll ich denn sein? — Und was ist es mit Palermo?“

Die Stimme des Sträflings schien den Anstrengungen Jean Aubusson's zu Hülfe zu kommen; er ließ die Hand von der Stirn sinken, blickte noch einmal ängstlich forschend in das Gesicht dessen, der durch sein Erscheinen einen Strahl des Lichtes in seine geistige

Nacht geworfen hatte, und sank dann mit einem grellen Aufschrei an die Brust des Sträflings, indem er unter einem Strom von Thränen sagte:

„Ja, Du bist es! Du bist Carlo, der Sohn meiner theuren Schwester; Du bist mein geliebter Neffe Albertini.“

„Wäre es möglich!“ rief bebend Carlo, denn er war es in der That, den hier auf so unerwartete, beinahe wunderbare Weise das Schicksal nach langen Jahren wieder zusammenführte mit seinem Onkel, nachdem sie in Palermo bei der Unterdrückung des Aufstandes auseinandergerissen worden waren, um einer ununterbrochenen Reihe der schwersten Leiden überliefert zu werden.

Groß war die Freude Carlo's über das Wiederfinden des Oheims; noch größer aber beinahe sein Schmerz über dessen Zustand, denn das Erkennen des Neffen hatte durch die heftige Gemüthserschütterung nur ein kurzes Aufblitzen des Geistes bei Jean herbeigeführt und beinahe unmittelbar darauf verfiel er wieder in seinen Stumpfsinn, aus dem er nur dann und wann auf kurze Augenblicke erwachte, wenn Carlo ihm einige Worte in das Ohr raunte, die wie der Posaunenton des Weltgerichts in sein Inneres drangen.

Carlo wurde es durch die gelindere Behandlung,

deren die Sträflinge während der Belagerung genossen, möglich gemacht, sich des Blödsinnigen liebevoll anzunehmen und ihm so viel Erleichterung zu gewähren, wie seine eigene traurige Lage gestattete und er hatte die belohnende Genugthuung, daß der Unglückliche mit unendlicher Liebe an ihm hing, obgleich es beinahe nur die instinctmäßige des Thieres war; denn nur in einzelnen seltenen Augenblicken erkannte Jean seinen Neffen. Gleichwohl war er nicht von dessen Seite wegzubringen und er folgte ihm, wie ein treuer Hund seinem Herrn, zu der Arbeit, wie in den Kugelregen, dem die Sträflinge oft ausgesetzt wurden, wenn es galt, ein beschädigtes Werk der Befestigung unter dem feindlichen Feuer auszubessern.

So wenig aber auch der Blödsinnige seiner geistigen Kräfte mächtig war, schien dennoch zwischen ihm und seinem Neffen ein Geheimniß zu bestehen, denn oft sah man, wie Carlo dringend zu Jean sprach, worauf es dann gewöhnlich in dessen Auge hell aufblitzte, als kehrte auf Momente sein Verstand zurück; und lächelnd nickte er dabei dem Neffen, wie zum Zeichen des Einverständnisses, zu.

Die beiden in den Augen der Meisten verächtlichen Menschen näher zu beobachten, nahm sich Niemand die Mühe, sonst würde man vielleicht mit argwöhnischen

Blicken bemerkt haben, daß Jean öfters Carlo heimlich und mit scheuem Wesen kleine Päckchen zusteckte, welche Carlo vor den Augen seiner Wächter zu verbergen bemüht war.

Auch würde es einem solchen schärferen Beobachter schwerlich entgangen sein, daß sich Carlo öfters und ohne Noth in einer Kasematte zu thun machte, welche in der am heftigsten angegriffenen Front lag und deshalb dem feindlichen Feuer am meisten ausgesetzt war, weshalb auch die Nähe derselben von Anderen, welche nicht die Pflicht des Dienstes dorthin rief, so viel als möglich gemieden wurde.

Auch auf diesen Gängen wich Jean nicht von der Seite Carlo's und bald sollte es offenbar werden, was die Beiden hier heimlich getrieben hatten.

Heftiger als gewöhnlich donnerten eines Tages die Kanonen Garibaldi's und es schien, als würden die Vorbereitungen zu einem Sturm getroffen, der wohl einen glücklichen Ausgang zu versprechen schien, denn schon bemächtigte sich über das Ausbleiben des gehofften und versprochenen Entsatzes durch fremde Hülfe der Garnison Entmuthigung. Der Eifer der Soldaten mußte daher neu angefeuert werden, doch war dazu ein außerordentliches Mittel erforderlich, da das Erscheinen der heldenmüthigen Königin Marie durch die häufige

Wiederholung seine zauberkräftige Wirkung großentheils verloren hatte.

Die Königin bemerkte dies mit lebhafter Trauer und obgleich sie die Hoffnung bereits aufgegeben hatte, den letzten Verzweiflungskampf um den Thron siegreich zu bestehen, stand doch der Entschluß fest in ihr, mit Ehren unterzugehen und wenn es sein müßte, sich unter den Trümmeru Gaeta's zu begraben.

Gespornt durch diesen Gedanken, hatte Königin Marie ihre ganze Ueberredungsgabe aufgeboten, den König zu bestimmen, sich seinen Soldaten wenigstens ein Mal da zu zeigen, wo wirkliche Gefahr herrschte; denn bisher hatte er sich aus der sichern Kasematte nur herausgewagt, um sich an den Punkten zu zeigen, die eben von keinem Angriffe bedroht waren und an denen man zwar den Donner der Kanonen, nicht aber das Pfeifen der Kugeln, das unheimliche Rauschen und Sausen der Bomben und Granaten hören konnte.

An dem Tage endlich, dessen wir oben erwähnten, war es der Königin gelungen, Franz II. zu dem verzweifelten Entschlusse zu bringen, sich den Truppen auf der wirklichen Angriffsfronte zu zeigen und zum allgemeinen Staunen der ganzen Besatzung erschien er plötzlich am Arme der Königin. Doch sah man deutlich, daß die Frau den Mann stützen mußte, denn Leichen-

blässe deckte das Gesicht des Königs; so oft ein Geschoß über seinen Kopf hinsauste, zuckte er zusammen und nur langsam ging er vorwärts, als koste jeder Schritt ihn eine gewaltige Anstrengung.

Ehrerbietig wich bei der Annäherung des königlichen Paares Alles zurück, mancher lächelnde Blick aber folgte dem Könige mit dem Ausdrucke des Mitleids oder der Geringschätzung.

Auch an Jean und Carlo kamen der König und die Königin vorüber.

Jean beachtete sie so wenig, daß Carlo ihn hastig zurückziehen mußte, um nicht im Wege zu stehen. Dabei flüsterte er dem Oheim mit jenem unheimlichen Tone, der denselben stets auf eine eigenthümliche Weise erschütterte, in das Ohr:

„Sieh Dir den Bourbon an!“

Bei dem Namen Bourbon erhob Jean den Kopf, den er sonst beständig tief gesenkt trug; er nahm eine kräftige Haltung an, als spannten sich alle seine Muskeln; seine Augen gewannen Leben, sprühten Blitze; seine Hände ballten sich krampfhaft, und indem er mit den Fäusten hinter dem Königspaare herdrohte, murmelte er zwischen den zusammengebissenen Zähnen hindurch:

„Fluch den Bourbons! Tod und Verderben über sie!“

Erschrocken riß Carlo die Hand seines Oheims herab, noch ehe einer der Umstehenden die drohende Bewegung bemerkt hatte, wie auch die todbringenden verrätherischen Worte glücklicher Weise außer von Carlo von Niemand gehört worden waren.

Darauf zog der Neffe hastig den Oheim mit sich fort, indem er ihm dabei zuraunte:

„Auf, Jean Aubusson, der Augenblick der Rache ist erschienen! — Das Werk ist bereit; es muß jetzt gleich vollbracht werden!“

Unbemerkt schlüpften Beide in die erwähnte Kasematte, die seit einiger Zeit nicht mehr besetzt wurde, da einige Risse und Sprünge in den Mauern den Einsturz drohten.

Was die beiden Männer bisher hier getrieben, wurde jetzt klar, als Carlo eine Laterne anzündete, die neben dem Eingange in einer Mauerspalte versteckt stand.

Ein Loch, das in einer Ecke des Fußbodens eingegraben war, enthielt mehre kleine Fäßchen und Kistchen. Von allen war der Deckel abgenommen und als Carlo das dunkelfarbige Brett zurückzog, welches die Grube den Blicken entzog, sah man die kleinen Behälter sämmtlich bis an den Rand mit Pulver gefüllt.

Es hatte den Beiden viele Mühe gemacht, ohne

Argwohn zu erwecken, so viel Pulver zusammen zu bringen. Größtentheils war es in den kleinen Päckchen enthalten gewesen, die Jean seinem Neffen verstohlen zusteckte und welche Patronen enthielten, die Jean den Todten abgenommen hatte, die bei der Vertheidigung ihr Leben eingebüßt hatten, ein Geschäft, zu welchem Carlo den Blödsinnigen abgerichtet hatte, wie man irgend ein Thier zu einem Kunststücke abrichtet und das Jean bald mit bewundernswürdigem Scharfsinne vollbringen lernte.

Seit einigen Tagen hielt Carlo die Menge des angehäuften Pulvers für hinreichend, die damit angefüllte Mine, welche eine nicht unbedeutende Tiefe hatte, zu sprengen, und so für die Truppen Garibaldi's eine Bresche zu bilden, hinreichend zur leichten Erstürmung der Festung; zumal, wenn zu dem Sturme die Wirkung des großen Schreckens über das Ereigniß benutzt wurde.

Carlo wartete, als er seinen Plan so weit gelungen sah, nur noch auf eine günstige Gelegenheit zu dessen Ausführung. Diese glaubte er jetzt gekommen, denn als er so unerwartet den König erscheinen sah, blitzte der furchtbare Gedanke in ihm auf, ihn zum Opfer der Explosion zu machen und so — wie er meinte — mit einem Schlage die Ursache all des

Unheils zu vernichten, das auf dem unglücklichen Neapel lastete.

Deshalb war er so schnell nach der Kasematte geeilt, denn wenn seine mörderische Absicht gelingen sollte, durfte keine Zeit versäumt werden, da noch einige nothwendige Vorbereitungen zu treffen waren.

Hastig schloß er die Grube mit dem Pulver, in welche er einige Zündleinen gelegt hatte, welche in einiger Entfernung in eine einzige stärkere zusammenliefen. Dann wälzte er auf den Deckel der Grube mehre schwere Steine, welche er zu diesem Zwecke bereit gelegt hatte. Als dies geschehen war, gab er Jean ein großes schwarzes Knäuel, die Fortsetzung der Zündschnur, raunte ihm auf die eigenthümliche Weise, die wir beschrieben, zu:

„Warte hier, bis ich das Signal gebe, und komm dann zu mir, so schnell Du kannst!"

Der Blödsinnige schien den Befehl verstanden zu haben, denn er nickte mit dem Kopfe, und Carlo verließ schnell die Kasematte, um den Augenblick zu erspähen, wenn Franz II. auf seinem Rückwege dem Orte des Verderbens so nahe gekommen sein würde, daß dadurch das Gelingen des Planes unfehlbar gesichert sein mußte.

Daß sein eigenes Leben, so wie das seines Oheims

zugleich mit dem des Königs und vieler hundert Anderer verloren war, wußte Carlo sehr wohl; aber was kümmerte ihn das? Was hatte das Leben ihm noch zu bieten? Seit Jahren schon hatte er es ausschließlich dem Gedanken der Rache geweiht, ja er lebte nur noch in diesem Gedanken allein. Mit der Erfüllung der Rache war also das Ziel und der Zweck seines Lebens erreicht und unter solcher Bedingung sehnte er sich danach, den Tod als seinen besten Freund in die Arme zu schließen.

Aengstlich klopfte sein Herz, als er nach längerer Erwartung endlich den König zurückkommen sah.

Bald mußte Franz II. dem entscheidenden Punkt, der seinen Tod zur Gewißheit machte, nahe sein, und freudig erregt, nach jahrelangem Harren das Ziel seiner Rache erreicht zu haben, hob Carlo den Fuß, um Jean das Zeichen zu geben.

Doch er sollte sich in seiner grausamen Erwartung noch im letzten, entscheidenden Augenblicke getäuscht sehen.

Sei es, daß Jean Aubusson in seinem Blödsinn den Zündfaden der Flamme der Lampe nahe gebracht hatte, sei es, daß ein feindliches Geschoß durch einen der Risse in die Kasematte eingedrungen war und das darin enthaltene Pulver entzündete, — genug, noch war Franz II. eine ziemlich weite Strecke entfernt,

da erfolgte eine entsetzliche Explosion; die Erde erbebte rings umher weithin; der Himmel verdunkelte sich durch eine Wolke von Staub und Schutt, und rasselnd fielen im weiten Kreise Trümmerstücke, gemischt mit abgerissenen Gliedern menschlicher Körper, oder furchtbar verstümmelten und verbrannten Leichen nieder auf die in dichten Pulverdampf gehüllte Erde.

König Franz II. so wie die Königin waren, geschützt durch die Entfernung, unbeschädigt geblieben, aber die gewaltige Erschütterung der Erde hatte den König zu Boden geworfen und halb ohnmächtig wurde er von dem Orte des Schreckens fortgeführt.

Den Urheber des Frevels, der so viele Unschuldige einem plötzlichen Tode oder langen qualvollen Leiden überlieferte, ereilte das göttliche Strafgericht.

Auch Carlo hatte die Gewalt der Explosion niedergeworfen, aber er war unbeschädigt geblieben, und, schnell wieder zur Besinnung gekommen, wollte er sich eben vom Boden aufraffen, als ein herabfallendes Mauerstück ihn mit solcher Gewalt an die Stirn traf, daß er, des Bewußtseins beraubt, wieder zurück sank.

War er todt — war er nur ohnmächtig? — Darum kümmerte sich Niemand! — Es gab hier so viel zu helfen, es herrschte in der ganzen Festung so

viel Verwirrung, daß kein Mensch auf den elenden Militair-Sträfling achtete.

Erst am zweiten Tage nach dem Ereignisse, als man kam, den Todtgeglaubten zu beerdigen, zeigte es sich, daß er noch lebte.

Aber wie lebte er?! Sein Kopf war furchtbar zerschlagen; — er hatte das Licht beider Augen eingebüßt, und kaum durfte man hoffen, ihn am Leben zu erhalten. Dennoch wurde er nach einem der verschiedenen Feldlazarethe gebracht, die wegen der Belagerung hatten eingerichtet werden müssen, und hier ärztlicher Pflege übergeben.

Nur wenig aber würde diese zur Rettung des schwer Verwundeten vermocht haben, wäre ihr nicht die sorgende Liebe eines Weibes zu Hülfe gekommen; — einer Mutter! — Denn beinahe unmittelbar mit den Siegern war Eugenie unter dem besondern Schutze Garibaldi's nach Gaeta gekommen, und nach unglaublich kurzer Zeit war es ihr trotz des wilden Gewühles und der Verwirrung, die noch immer in Gaeta herrschten, gelungen, ihren unglücklichen Sohn aufzufinden, und nicht war sie seitdem wieder von dem Schmerzenslager des Unglücklichen gewichen, der von den wilden Phantasieen des Wundfiebers ergriffen, die Nähe der liebevollen Krankenwärterin nicht ahnte, die mit zarter

Hand die brennenden Schmerzen seiner zerschmetterten Stirn, seiner erloschenen Augen, zu lindern verstand.

Endlich jedoch kehrte Carlo zu dem Bewußtsein zurück.

Er richtete sich mühsam auf seinem Lager halb empor, und schien umherblicken zu wollen. Da wurde es ihm klar, daß er dazu verurtheilt war, auf dieser Erde nichts mehr zu sehen, und mit einem tiefen schmerzlichen Seufzer sank er auf sein Lager zurück, indem er dumpf vor sich hin murmelte:

„Fluch diesen Bourbons!“

Es waren die ersten Worte, die Carlo in seiner körperlichen Nacht sprach, wie es die letzten gewesen, die aus der geistigen Nacht Jean Aubusson's hervorblitzten.

Während dessen schwamm, unbekümmert um diese ihm nachgedonnerten Flüche, König Franz II., sicher geborgen an Bord eines französischen Schiffes, auf offenem Meere dem Asyle zu, aus dessen bergendem Schooße er bald darauf die Gräuel des Banditenwesens über sein unglückliches Land ergoß, so zu Unheil, Mord, Brand, Plünderung und Nothzucht an den Auswurf der Menschheit die Schätze verwendend, die seine Vorfahren dem Blute und dem Schweiße ihrer unglücklichen Unterthanen erpreßt hatten.

Franz II. hatte bei der Explosion, die ein Räthsel blieb, dessen Lösung wohl geahnet aber nicht gefunden wurde, den Tod so nahe an sich selbst herantreten sehen, daß alle Vorstellungen, alle Bitten der Königin, noch länger in der bedrohten Festung zu bleiben, vergeblich waren.

Er verließ als Flüchtling sein Reich.

So verließ Neapel der letzte König aus dem Hause Bourbon, dem Throne seiner Väter den Rücken wendend, um nie auf denselben zurückzukehren.

Lewald, August,

Am Hofe von Neapel Lebensbilder von Hof und Volk zur Zeit der bourbonischen Mißregierung in Neapel, vom Sturze Mürats bis zum Einzuge Garibaldi's ; Roman und Geschichte
Bd.: 3

Celle 1865